Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Siebenter Jahrgang. Band 6.

Imogen.

(Passages in the Life of a Lady in 1814—1815—1816.)

Roman in zwei Bänden

von

Hamilton Aïdé.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen

von

Emmy Becher.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1890.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Siebzehntes Kapitel.

In einem alten, mit Briefen angefüllten Koffer fand ich neulich ein Paket solcher mit der Aufschrift „Januar und Februar 1815. Von meinem geliebten Kind und andern", und zugleich fiel mir ein kleines Bündel in die Hand, auf dem Imogen bemerkt hatte: „Aufzubewahren" und das zwei oder drei Briefe in der kühnen Handschrift ihrer Mutter enthält, die zwar ohne Datum sind, offenbar aber dem nämlichen Zeitraum angehören.

Ich verzichte darauf, das Leben von Oberst Bethune und seiner jungen Frau in den ersten, auf dem Kontinent verbrachten Monaten nach ihrer Verheiratung zu schildern, aber einige dieser Briefe scheinen mir der Wiedergabe wert, weil in ihnen nicht nur die wichtigsten äußeren Erlebnisse der Schreibenden verzeichnet sind, sondern weil sie auch alle Phasen des inneren Lebens wiedergeben, das sich immer neu und weiter gestaltet, und in dem nichts unwesentlich ist, weil jede erreichte Stufe nur den Uebergang zu einer neuen bedeutet.

Der erste Brief, der hier mitgeteilt werden soll, ist von Lady Craven und muß wohl vierzehn Tage nach der Abreise der Tochter geschrieben sein.

„Sonntag.

Mein Herzenskind!

Ich schreibe Dir vom Bett aus. Erschrick nicht, aber als ich aus dem Wagen stieg, glitt ich auf dem gefrorenen Pflaster aus, fiel und habe mir den Knöchel verstaucht. Doktor Squib sagt, daß auch die Muskeln am Bein verzerrt seien und daß ich für längere Zeit nicht im stande sein werde, mich zu bewegen. Das ist höchst verdrießlich! Ich fürchte, daß gar keine Aussicht vorhanden ist, daß ich Montag abreisen könnte,

um euch in Paris zu treffen, aber in vierzehn Tagen kann ich das möglicherweise, vorausgesetzt, daß Horace gewillt ist, seine Abreise nach Florenz bis zu meiner Ankunft aufzuschieben. Was Du mir von Deiner Glückseligkeit schreibst, erfüllt mein Herz mit Wonne! Ich hoffe, ihr habt euren Empfehlungsbrief bei Herrn von Chateaubriand abgegeben. Was ist doch sein ‚Attila‘ für ein Buch! Ihn und Madame Recamier zu sehen, wird mich in Paris mehr interessieren als alles übrige. Wie unangenehm und gefährlich diese Dunkelheit in den Straßen bei Nacht, wo, wie Du mir beschreibst, nur armselige Laternen an quer über die Straßen gespannten Ketten hängen!

Lady Stylton ist bei mir gewesen. Auf die Kunde von meinem Unfall kam sie gleich herbeigeeilt und bot mir sogar an, bei mir zu bleiben und mich zu pflegen! Daß ich das ablehnte, kannst Du Dir denken; erstens brauche ich keine Pflege und zweitens würde mich des guten Geschöpfs unaufhaltsames Geschnatter zur Verzweiflung bringen. Ich erwähne die Sache nur, um Dir zu zeigen, daß ich Freunde habe, die sofort zu mir kämen, wenn ich ihrer bedürfte, und daß Du Dir keine Sorgen um mich machen sollst. Schmerzen habe ich nicht, sobald ich mich ruhig verhalte, und Doktor Squib sagt, die ganze Geschichte brauche nur Zeit — leider ist Zeit dasjenige, was ich am wenigsten gern darauf verwende. Jedenfalls aber hoffe ich in weniger als drei Wochen mein geliebtes Kind in die Arme zu schließen, vorausgesetzt, daß ich von heute in vierzehn Tagen nach Paris abreisen kann.

Daß der Himmel Dich und Deinen ritterlichen Gatten in seine Obhut nehmen möge, ist das stete Flehen Deiner treuen Mutter

Margaret Craven.“

„Paris, 2. Januar 1815.

Meine liebste Mama!

Dein Brief hat mich, trotz Deines Bestrebens, Deinen Unfall leicht zu nehmen, tief betrübt und erschreckt. Ich hoffte so sicher, daraus zu erfahren, daß Du am Vorabend Deiner Abreise nach Dover stehest — Du kannst Dir denken, wie schmerzlich enttäuscht wir waren, wir, denn mein lieber Mann äußerte sich mit zartester Empfindung darüber, wie Du mir gewiß gerne glauben wirst. ... Er versichert mich zwar, daß ich mir keine Sorgen zu machen brauche und daß es die volle

Wahrheit sei, wenn Doktor Squib sage, bei einer Sehnenverzerrung handle es sich nur um Zeit, aber der Verdruß, Dich eben jetzt gefangen zu wissen, ist zu groß. Horace fürchtet, daß wir auf den entzückenden Plan, in Deiner Gesellschaft nach Florenz zu reisen, verzichten müssen, und er bittet mich, Dir zu sagen, daß er, falls es Dir lieber wäre, die Entfernung zwischen uns nicht vergrößert zu wissen, den Reiseplan überhaupt aufgeben würde. Wenn wir gehen, so müssen wir aber nächste Woche abreisen, denn sonst wäre es, da sein Urlaub kaum mehr drei Monate dauert, gar nicht der Mühe wert, die weite Reise zu unternehmen. Wir stellen die Entscheidung ganz Dir anheim und wollen, wenn es Dir so lieber ist, bis zu Deiner Wiederherstellung in Paris bleiben. Nur müßten wir in diesem Fall, sagt Horace, auf Florenz verzichten und direkt nach England zurückkehren.

Und nun laß Dir erzählen. Wir haben Herrn von Chateaubriand und Frau Recamier gesehen — diese immer noch voll Reiz und Anmut. Er kam mir sehr eitel oder, das ist vielleicht nicht das richtige Wort, sehr mit sich selbst beschäftigt vor. Ob wohl Franzosen — hervorragende Menschen meine ich — dies in höherem Grad sind als Engländer, oder ob sie sich nur weniger Mühe geben, diese Schwachheit zu verbergen? Wir haben verschiedene Schriftsteller kennen gelernt, alle sprachen sie nur von sich, keiner hörte dem andern zu, keiner nahm sich die Mühe, auch nur zu thun, als ob ihm die englische Litteratur bekannt wäre. Bei den wenigen Litteraten, die ich zu Haus kennen gelernt, habe ich gerade das Gegenteil bemerkt. Dann sahen wir auch Talma und — soll ich es Dir gestehen? — ich war furchtbar enttäuscht. Es war auch hier der nämliche Fehler: nicht einen Augenblick vergaß er sich selbst. Bombastisch, auf Stelzen gehend, mit einer wunderlichen, zitternden Bewegung der linken Hand, die sich so oft wiederholte, daß es mir ganz auf die Nerven ging. Wenn die vornehmen Römer wirklich so gewesen sind, so waren sie unausstehliche Leute.

Es würde Dir Spaß machen, wenn Du sehen könntest, wie die Damen Horace durch ihre goldenen Lorgnetten anstarren — ‚le beau sabreur anglais‘ nennen sie ihn. Ueberall begegnet man uns mit großer Höflichkeit natürlich um seinetwillen. Gestern abend waren wir bei dem königlichen Neujahrsempfang, der nicht sehr besucht und außerordentlich steif und förmlich war. Das kraftlose, fette Gesicht des Königs trägt ganz das Gepräge anererbter Gefräßigkeit. Die Herzogin von

Angoulême ist in der Erscheinung wie in der Stimme weit mehr Mann als er. Die Tiefe und der gewaltige Klang ihres Organs erschreckten mich förmlich, als sie in unsre Nähe kam — die königliche Familie hielt nämlich einen Umgang durch den Saal und sprach mit allen Anwesenden. Die großen starren Augen des finstern Gesichts voll auf mich geheftet, trompetete sie — es klang zwar eher wie ein Gong — ‚Sie sind, wie ich höre, die Tochter der schönen Lady Craven?‘ Ich stammelte eine Bejahung. ‚Ach, ich habe Lady Craven in London gesehen . . . man würde niemals denken, daß Sie ihre Tochter wären.‘ Diese betrübliche Thatsache wurde mir im Ton eines Grabgesangs mitgeteilt und hätte mir, wäre ich nicht gar so eingeschüchtert gewesen, wohl ein Lächeln entlockt. Die arme Herzogin hat von Kindheit auf nichts als Elend kennen gelernt, und wenn sie jetzt huldvoll und gnädig sein will, so klingt es hohl und todestraurig. Sie trug eine sehr unkleidsame schwarze Toilette (überhaupt hätten sämtliche Kleider, die eng und steif waren, und den Dir so lieben Faltenwurf gänzlich vermissen ließen, Deinen Beifall nicht gehabt) und wenn ich an die Bilder ihrer schönen Mutter dachte, so war mir, als ob ich ihr das mir gemachte Kompliment reichlich zurückgeben könnte, denn ich konnte mit dem besten Willen nicht eine Spur von Aehnlichkeit mit der armen Königin herausfinden. Ein alter Herr von Querouailles war auch da, der von England gekommen war, um den König zur Restauration zu beglückwünschen und der mehr als hundert Jahre alt sein soll! Man versichert mich thatsächlich, sein Vater sei Page bei der Königin Anna gewesen . . . aber jetzt muß ich aufhören. Ich rechne mit Sicherheit darauf, daß die nächste Post mir bessere Nachricht von Dir bringt, geliebte Mutter, und ebenso gewiß hoffe ich, daß Du uns Deine Wünsche, die Horace vor allem andern berücksichtigen will, unumwunden aussprichst. Mit herzlichem Gruß von ihm bin ich

Deine stets gehorsame

und Dich innig liebende Tochter

Imogen Bethune.“

Das folgende gleichfalls datumlose Blatt enthält offenbar die Antwort auf diesen Brief und zeichnet sich durch eine noch größere Anzahl von Tintenflecken aus als die andern.

„Kann meine geliebte Tochter mich auch nur einen Augenblick für so selbstsüchtig halten, daß ich von ihr und ihrem

Gatten verlangen könnte, um meinetwillen auf die Freude einer Reise nach Florenz zu verzichten? Ich hatte gehofft, Horace werde im stande sein, den Aufschub zu ermöglichen, aber so wie die Dinge liegen, bitte ich Dich, gar nicht an mich zu denken und mich ja nicht als Hemmschuh für die Ausführung Eurer Absichten zu betrachten. Obwohl es mir vortrefflich geht und ich gar keine Schmerzen habe, meint Doktor Squib, es werden noch mehrere Tage vergehen, ehe ich auftreten kann — möglicherweise könnte ich heute über acht Tage reisen, aber es ist immerhin noch zweifelhaft. Lady Stylton, das gute Geschöpf, besucht mich jeden Tag und Mrs. Bagot und andere finden sich so häufig ein, daß ich gar nicht einsam bin, obwohl ich natürlich mein teures Kind mehr vermisse, als Worte zu sagen vermögen.

Daß Horace nicht mehr als einen armseligen Urlaub von vier Monaten erlangen konnte, bringt mir die Unzuträglichkeit seines Verbleibens im Dienst klar zum Bewußtsein. Dein Ritter hat sich seine Sporen redlich verdient und dürfte füglich in der Befreiung von solcher Sklaverei Lohn und Frieden finden, und der Gedanke, daß Dein Leben und Glück, mein Herzenskind, der kleinlichen Tyrannei eines Kriegsministeriums aufgeopfert werden soll, ist mir qualvoll. Lady Stylton sagt, daß der Herzog von York sicher etwas für Deinen Mann thun würde, besonders da er doch im Dienst seines Vaterlandes verwundet worden sei. Natürlich müßte man nach dem Skandal über Mrs. Clark sehr vorsichtig sein in der Art und Weise, wie man dem Herzog eine solche Bitte vortrüge, aber daß der Staat ihm etwas schuldet und daß Horace etwas erlangen kann, sobald er sich darum bemüht, dessen bin ich sicher. Es ist das seine Pflicht gegen Dich — von mir will ich nicht sprechen. Wenn er noch einmal in den Krieg müßte! Ich schaudre beim bloßen Gedanken."

Der nächste Brief rührt von Horace Bethune selbst her und trägt das Datum: Mailand, den 24. Januar.

„Meine liebe Lady Craven!

Daß Sie Imogens Brief von Dijon, worin sie Ihnen meldet, daß wir Paris unmittelbar nach Empfang Ihres Letzten verließen, erhalten haben, hoffe ich mit Bestimmtheit. Da Sie uns über Ihr Befinden Erfreuliches sagten, zugleich aber keine Hoffnung auf eine Möglichkeit sofortiger Abreise für Sie gaben, nahm ich an, daß es Ihr aufrichtiger Wunsch

sei, Imogen der Freude einer Reise nach Florenz nicht zu berauben. Da meine dienstlichen Pflichten es mir in nächster Zeit schwerlich ermöglichen werden, wieder einen so langen Urlaub zu erhalten, wie ich ihn jetzt habe, beschloß ich, unverzüglich aufzubrechen, und beklage es dabei nur aufs tiefste, daß dieser leidige Unfall uns um die Freude Ihrer Gesellschaft bringt.

In Bezug auf Ihre Aeußerungen über mein Ausscheiden aus dem Heer halte ich es für besser, Ihnen rückhaltslos meine Anschauungen darzulegen. Ich glaube keineswegs, daß der Friede Europas jetzt gesichert ist — der Adler ist nicht fest genug an seinen Fels geschmiedet, und gelingt es ihm, die Flügel von neuem zu entfalten, so bedarf es nur eines Funkens, und Frankreich steht in lichten Flammen. Beim ersten Pulvergeruch würde sich der König auf und davon machen! Unter diesen Umständen, mit der Möglichkeit, mich in einem neuen Krieg auszuzeichnen, werden Sie einsehen, daß Pflicht und Neigung mich in gleichem Maß zum Festhalten an meinem Beruf drängen. Wäre ich durch meine Gläubiger zu diesem Schritt gezwungen worden, so würde ich mein Leben als gescheitert betrachten — Ihnen danke ich, daß dem nicht so ist, aber es hieße mir eine harte Buße auferlegen, wollten Sie mir das Ansinnen stellen, meine Dankbarkeit auf diese Weise zu bewähren. Imogen versteht mein Empfinden ganz und gar und stimmt völlig mit mir überein, und wenn Sie die Sache ruhig überlegen, werden Ihr klarer Geist und Ihr starkes Gefühl für Ehre Sie zu dem nämlichen Ergebnis führen.

Was das Nachsuchen irgend einer Belohnung meiner Dienste durch den Herzog von York betrifft, so werde ich das nie und unter keinen Umständen thun, und hoffe, daß keiner meiner Freunde so übel beraten sein wird, es für mich zu unternehmen. Ich halte Auszeichnungen, die nicht freiwillig erteilt werden, für wertlos und das Bitten um solche für erniedrigend — der Soldat soll sich mit dem Bewußtsein begnügen, seine Pflicht erfüllt zu haben."

Folgt dann eine Reiseschilderung über Mailand, den wesentlichen Inhalt des Briefes aber bilden diese Auslassungen, womit der erste Schritt zur Unabhängigkeit gethan war. Von nun ab war es klar, daß der Schwiegersohn, für den solch große Opfer gebracht worden waren, nicht das Zeug zum willenlosen Sklaven hatte. In Imogens Briefpaket finde ich folgende Antwort der wandelbaren, herrischen Mutter:

„Das war ein unerwarteter, grausamer Schlag für mich! Hören müssen, daß Ihr Paris verlassen habt! Ich hätte darauf vorbereitet sein sollen — ich hätte wissen sollen, daß Ihr auch nicht eine Stunde länger warten werdet, sobald Ihr meine Erlaubnis habt, abzureisen. Aber ich gebe meine Schwäche ehrlich zu: Deines Mannes Eifer, Dich noch weiter von mir zu entfernen, während ich leidend und gefangen daliege, hat mich schmerzlich überrascht. Ich will seinen Brief jetzt nicht beantworten, denn ich müßte fürchten, ihm Dinge zu sagen, die ich hinterher bereuen würde, aber ich muß gestehen, daß ich ein so eigensinniges Festhalten an dem erbärmlichen Frondienst der Armee nicht von ihm erwartet hatte — ich hätte nicht geglaubt, daß er die Rücksicht auf Dein Empfinden und Dein Behagen dem Drang des Ehrgeizes opfern würde. Was bedeutet denn ‚sich auszeichnen'? Wie richtig nennt nicht der Psalmist alle solche Eitelkeit Rauch!" (Lady Craven führte gerne Bibelstellen an, wenn sie ihr gerade paßten, sie las jeden Tag ihr Kapitel.) „Kann das in die Wagschale fallen, wo es sich um meines Lieblings Herzensruhe handelt? Horace könnte jetzt seinen Abschied mit Ehren nehmen; sollten seine Prophezeiungen sich erfüllen, so wird dies schon in wenigen Monaten nicht mehr möglich sein! Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo Du, mein Kind, Deinen Einfluß geltend machen mußt; es ist von unermeßlicher Bedeutung, daß eine Frau frühe solchen gewinnt und dann ungeschwächt behält. In mir steht es über alle Zweifel erhaben fest, daß es Horaces Pflicht ist, aus seinem Regiment auszuscheiden. Stelle Dir doch Deine Lage vor, wenn er nun abermals ins Ausland versandt würde! An Dir ist es, in diesem Punkt fest und unerschütterlich zu sein."

Die Antwort kommt aus Florenz.

„Dein letzter Brief hat mir viel Kummer gemacht," schreibt Imogen. „Glaubst Du denn wirklich, daß wir hierher gereist wären ohne die feste Ueberzeugung, daß es Dein Wunsch sei? Horace stellte Dir die Entscheidung anheim, und wir beide glaubten, es sei wirklich Dein Wunsch, daß wir den Plan, Florenz zu sehen, auch ohne Dich ausführen — er ist ebenso betrübt wie ich über die Stimmung, in der Du schreibst. Was sein Aufgeben des Dienstes betrifft, so berührt ihn diese Zumutung derart peinlich, daß ich ihn nie dazu drängen werde, und ich glaube nicht, daß eine Frau je ihren Einfluß darauf verwenden sollte, den Mann von seinem Beruf loszureißen.

Wenn er mir's später zum Vorwurf machte — wenn ich mitansehen müßte, daß er sich in einem unthätigen Leben elend fühlt, könnte ich mir je vergeben?"

Dann gibt sie ihre Eindrücke von Florenz und schildert eine Art von geselligem Zeitvertreib, der seither in Italien längst verschwunden ist.

„Gestern abend wurden wir der Gräfin Albany vorgestellt, die sehr zuvorkommend und liebenswürdig war, was ich von Alfieri, dessen Wesen höchst abstoßend ist, weniger behaupten könnte. Sein Stolz verhindert ihn, höflich zu sein, sein leidenschaftliches Republikanertum raubt ihm Unbefangenheit, Harmlosigkeit. Uebrigens stehen der fürstliche Prunk, den die Gräfin entfaltet, der Thronsessel, auf dem sie sitzt, und die scharlachroten Livreen ihres Dieners in seltsamem Widerspruch zu des Dichters laut ausposaunten Gesinnungen und ich könnte nicht sagen, daß ich diesen Mischmasch anziehend gefunden hätte. Die Bewirtung bestand in Limonade, die in kleinen Gläsern herumgereicht wurde, und Kastanien, die an Zahnstocher gespießt waren.

Es war eine Improvisatrice da; ‚la Fantastici' nennt man sie und sie gilt für einen großen Geist. Jedermann gibt ihr ein Thema, in der Regel ein klassisches, und sie beginnt dann, erst wie ein rieselndes Bächlein, da und dort mit kurzen aufsprudelnden Ansätzen von Melodie, denn ihr Sprechen geht gelegentlich in Gesang über. Dann steigert sich die Erregung, der Strom gewinnt Kraft und Breite und fließt mit wirklich überraschender Schnelligkeit dahin, der Vers wird zum Recitativ, das Recitativ zur Arie. Das Ganze ist eine mehr wunderliche, als eigentlich bedeutende Leistung, und zeigt die der Nation angeborene Leichtigkeit im musikalischen wie gereimten — poetischen möchte ich nicht gerade sagen — Ausdruck, aber ich glaube, Du hättest in diesem Wortschwall die Originalität und Phantasie sehr vermißt. . . ."

Daß Mrs. Horace Bethunes Flitterwochen nicht ganz ungetrübt waren, geht aus diesen Briefen zur Genüge hervor. Sie war jung und durfte dem einzigen Mann, den sie je geliebt hatte, angehören; ihr Gatte war liebevoll und voll Rücksicht für sie; mit ihm gemeinsam lernte sie Naturschönheiten und Menschen aller Gesellschaftskreise kennen, über dem allem aber lag wie ein Alp die Verstimmung der Mutter, dieser

Mutter, die sie bis jetzt blindlings vergöttert hatte und deren Entscheidung sie sich jetzt nicht mehr wie einst fraglos unterwerfen konnte.

Achtzehntes Kapitel.

Noch ehe Oberst Bethune mit seiner Frau wieder an der englischen Küste gelandet hatte, waren die Ereignisse, die er vorausgesehen, zur Wirklichkeit geworden und hatten ganz Europa aufgeschreckt. Napoleon war von der Insel Elba entflohen; der König hatte Paris verlassen und Frankreich war unter die Fahnen des Usurpators getreten.

Noch hatte sich die erste Erregung über diese Nachrichten nicht gelegt, als Imogen mit ihrem Mann in dem mütterlichen Haus in der Wimpolestraße beim Frühstück saß. Horace hätte vorgezogen, die wenigen Tage, die ihm von seinem Urlaub noch übrigblieben, im Gasthaus zu verleben, aber Imogen hatte ihm so eindringlich vorgestellt, wie verletzt ihre Mutter sich dadurch fühlen würde, daß er gegen besseres Wissen in diesem Punkt nachgegeben hatte.

Sein Gefühl sagte ihm, daß Lady Craven in dem Maß, wie sie sich seiner vor der Hochzeit angenommen hatte und ihm thatsächlich beigestanden war, nun auch Nachgiebigkeit seinerseits erwartete, und daß er sich ihr nicht in irgend einem wesentlichen Punkt fügte, mußte das Zusammenleben in häuslicher Gemeinschaft sehr bedenklich machen. Aber in einer Woche schon rief ihn ja der Dienst nach Windsor und die ersten zwei Tage in der Wimpolestraße waren Tage des Friedens und der Freude gewesen. Lady Craven, die nun längst wieder gänzlich hergestellt war, befand sich in glänzender Stimmung, und ob dem nun eine geheime Ursache zu Grund lag, oder ob es nur ein Ausfluß der Freude über den Wiederbesitz der Tochter war, kurz alles und jedes schien sie zu entzücken. Horace entfaltete seine ganze Liebenswürdigkeit, er schilderte die Florentiner Gesellschaft, einen Ball beim Großherzog, ein Diner bei Sir Horace Mann, eine Begegnung mit Canova, bei welcher der berühmte Künstler den Wunsch ausgesprochen hatte, eine Büste von Imogen anfertigen zu dürfen . . .

„Er ist ein Schmeichler, wie die Italiener alle,“ sagte Imogen lachend. „Aber ich habe ihm gesagt, daß wir dich nach

Florenz bringen wollen, Mama, und daß er sich dann ganz gewiß kein andres Modell mehr wünschen werde —"

„Närrchen!" rief Lady Craven. „Wer jetzt schmeichelt, möchte ich wohl wissen?" Sie war aber entschieden nicht unangenehm berührt von dieser Aeußerung.

Ein Hut aus Livorno und einige alttoskanische Schmuckstücke, welche die Reisenden mitgebracht hatten, fanden vor Lady Cravens Augen große Gnade. Sie hat für Imogen eine ländliche Tracht entworfen, die Horace etwas bänglich stimmt, und ihre Pläne für den Anzug, in dem Mrs. Bethune bei Hof vorgestellt werden soll, haben diesen konventionellen Modesklaven förmlich erschüttert. . . . „Aber für heute ist's genug," brummt er vor sich hin, indem er sich eine Cigarre anzündet, „es wäre schade, das Gleichgewicht jetzt schon durch bestimmtes Auftreten zu stören."

So standen die Dinge an jenem Aprilmorgen, an dem Lady Craven, das schöne Gesicht vor freudiger Erregung höher gefärbt, einen eben empfangenen Brief vorlas und dabei von Zeit zu Zeit nach ihrem Schwiegersohn hinüberblickte, dessen Züge allmählich eine maskenhafte Starrheit annahmen, während er seinen heißen Speck verzehrte und seinen Thee schlürfte.

„Mein Brief ist vom Herzog von Queensborough," sagte sie, „und wirklich hocherfreulich, Horace. ‚Sie wissen,' schreibt er, ‚daß ich stets bereit bin, Ihnen einen Dienst zu leisten, wie und wann Sie es auch von mir verlangen mögen. Daß der Prinzregent Oberst Bethune günstig gesinnt ist, zweifle ich nicht; seine Tüchtigkeit im Dienst, wie seine Erscheinung und Persönlichkeit haben ihn zu einem Liebling von Carlton House gemacht und ich glaube, daß, wenn die Sache seiner königlichen Hoheit in richtiger Weise nahe gelegt würde, die Zusage eines Hofdiensts, wie Sie ihn sich denken, ihm sicher in Aussicht stünde. Sie können sich darauf verlassen, daß, sobald ich in der Stadt bin, die Angelegenheit mit Eifer betrieben werden soll. Daß Oberst Bethune politisch auf der konservativen Seite steht, trifft sich sehr glücklich — ich werde mit einer gewissen Dame, deren Einfluß allmächtig ist, Rücksprache nehmen.'"

Sie hörte auf zu lesen, faltete den Brief zusammen und rief: „Kann man sich liebenswürdiger aussprechen?"

Ein unbehagliches Schweigen herrschte.

„Ich hatte gehofft," begann Horace schließlich mit großer Selbstbeherrschung, indem er Messer und Gabel niederlegte und seiner Schwiegermutter voll ins Gesicht sah, „ich hatte gehofft,

daß mein Brief aus Mailand Ihnen meine Auffassung dieser Sache so klar darlegen würde, daß jedes Mißverständnis ausgeschlossen sein würde. Für seine freundlichen Gesinnungen gegen mich bin ich dem Herzog dankbar und gewiß nicht unempfindlich für alle Ihre Bemühungen zu meinen Gunsten, aber auf diese Weise können Sie mir keinen Dienst leisten. Würde der Prinz mir morgen eine derartige Stellung anbieten, ich müßte sie ablehnen."

„Sind Sie verrückt geworden! Ins Himmels Namen, weshalb?"

„Die Garde wird in wenigen Wochen ins Ausland kommandiert werden, und ich halte es für meine Pflicht, bei meinem Regiment zu bleiben."

„Großer Gott, wie habe ich mich in Ihnen getäuscht!" rief Lady Craven, die Hände zum Himmel erhebend. „Sie stellen also ganz unbedingt Ihre sogenannte Pflicht als Soldat über die des Gatten! Ich hoffte — ich war fest überzeugt, daß Sie um Imogens willen —"

„Aber, liebe Mama," warf die junge Frau rasch dazwischen, „mein Wunsch ist es ganz und gar nicht, daß Horace seinen Abschied nimmt."

„Natürlich, natürlich! Dich hat er längst beredet! Du wirst dich maßlos elend fühlen, wenn er fort ist, aber du verzichtest auf deine Herzensruhe, dein häusliches Glück, alles, alles ihm zuliebe! Das ist der Frauen Natur und ihre Selbstlosigkeit, aber grausam ist der Mann, der solche Opfer fordert."

Sie sprach heftig und erregt und wischte hastig die Brosamen von ihrem Kleid auf, um sie, aufstehend, auf ihren Teller zu werfen.

„Als Ihre Tochter mir die Ehre erwies, meine Werbung anzunehmen," sagte Horace, sich gleichfalls erhebend, „wußte sie, daß sie damit das Schicksal einer Soldatenfrau auf sich nahm."

„Und eine recht heldenhafte will ich sein, Mutter, wenn er fort ist. Einstweilen bin ich überzeugt, daß mir das Leben in den Baracken von Windsor recht zusagen wird."

Lady Craven hatte im Begriff gestanden, in ihrer Verzweiflung das Zimmer zu verlassen, bei diesen Worten hielt sie plötzlich inne und wandte sich wieder um.

„Baracken? Habe ich recht gehört, Baracken?" fragte sie mit unterdrückter Leidenschaft. „Soll das vielleicht heißen, Horace Bethune, daß Sie im Sinn haben, meine Tochter allen erniedrigenden Zuständen des Barackenlebens auszusetzen?"

„Ich werde Sorge tragen, meine Frau nichts auszusetzen, was für Ihre Tochter, Lady Craven, unziemlich wäre, und kann Ihnen mein Wort geben, daß sie in den Baracken von Windsor vor unliebsamen Berührungen so sicher sein wird wie in diesem Haus.“

„Unsre Anschauungen gehen in vielen Punkten sehr weit auseinander — das ist klar. Ich widersetze mich aufs entschiedenste, daß meine Tochter in einem Barackenlager leben soll. In meinen Augen ist der Mangel an Abgeschlossenheit — der — kurz ich halte diese Lage für durchaus unwürdig und ungeziemend für eine junge Frau, und wenn Imogen noch irgendwie Rücksicht auf ihre Mutter nimmt, noch irgendwelchen Wert auf mein Urteil legt, so wird sie nur dann mit Ihnen nach Windsor gehen, wenn Sie dort ein Haus mieten.“

„Darauf bin ich in keiner Weise vorbereitet,“ versetzte Bethune gelassen, „um so weniger, als die Dauer unsres Aufenthalts dort höchst unsicher ist — möglich, daß wir schon nächste Woche Marschbefehl erhalten. Imogen soll jedoch ganz thun wie sie will, und falls sie vorzieht, hier bei Ihnen zu bleiben —“

„Ja, mein Kind! . . . Das ist das Richtige! Du bleibst bei mir!“

„Nur muß ich sie in dem Fall darauf vorbereiten, daß sie mich nur wenig sehen wird, denn der Dienst wird mich jetzt, da sich alles zum Ausmarsch vorbereitet, sehr stark in Anspruch nehmen.“

„Und ich gehe, solange ich kann, mit meinem Mann, wohin er auch gehen mag,“ sagte die junge Frau, „und bin überzeugt, liebe Mutter, daß du einsehen wirst, wie es meine Pflicht ist —“

„Bitte, fange nicht damit an! ‚Pflicht‘ anerkenne ich nur, wenn die Hingebung, die Opferfähigkeit auf beiden Seiten vorhanden sind, und deinem Mann ist es ja vollständig gleichgültig, was du thust!“ rief Lady Craven gereizt.

Horace zuckte lächelnd die Achseln. „Dem Vorschlag, meine Frau mit mir zu nehmen, widersetzen Sie sich — ich biete Ihnen an, sie hier zu lassen, und statt dadurch milder zu werden, klagen Sie mich der Gleichgültigkeit an. Es ist wirklich schwierig, sich Ihren Beifall zu erwerben.“

Diese Kühle brachte sie völlig außer sich.

„Allerdings! Apathie wird meinen Beifall nie haben! Viel lieber wäre mir's, Sie wiesen den Gedanken an eine Trennung von Ihrer Frau leidenschaftlich von sich, als daß Sie in dieser fischblütigen Weise darein willigen. Großer Gott!

Wenn Sir Geoffrey vier Monate nach unsrer Verheiratung — oder zu irgend einer Zeit — solch einen Gedanken hätte erfassen können! Er würde seinen Beruf aufgegeben haben und wäre ans Ende der Welt gegangen, wenn ich es gewünscht hätte!"

„Glücklicherweise hat mir Imogen noch keinen derartigen Wunsch ausgesprochen, Lady Craven. Wenn sie es thut — wenn sie mir sagt, daß es zu ihrem Glück nötig ist, daß ich meinen Beruf aufgebe und ans Ende der Welt gehe — so will ich es versuchen, Sir Geoffreys Beispiel zu folgen. Bis dahin — der Ansicht werden Sie doch auch sein — ist es besser, derartige Erörterungen zu vermeiden und nicht wieder auf den Gegenstand zurückzukommen."

Sein Betragen war so vornehm, sein Ton so ehrfurchtsvoll, als er es nur je im Verkehr mit Lady Craven gewesen war; nur in den Worten selbst und in der scharfen Bestimmtheit, mit der jede Silbe betont wurde, sprach sich des Mannes unerschütterliche Entschlossenheit aus.

Ehe seine Schwiegermutter Worte zur Entgegnung finden konnte, hatte er das Zimmer verlassen und unmittelbar darauf verriet die ins Schloß fallende Hausthür, daß er ausgegangen war.

Zum erstenmal im Leben fühlte sich Lady Craven verwirrt, eingeschüchtert, geschlagen. Blaß und regungslos stand sie neben dem Frühstückstisch, bis zwei liebende Arme sie umschlangen und eine süße Stimme flüsterte: „Sei nicht böse, Liebste ... er ist so gut gegen mich."

„Ach! Wenn er mich deiner beraubt, wenn er sich zwischen uns drängt ... Gott verzeih mir den Mißgriff, den ich gemacht habe."

Schwereren Herzens, als sie der Mutter zeigen mochte, ging Imogen auf ihr Zimmer und das Weh, das sie von diesem Tage an mit sich herumtrug, sollte jedem Auge verborgen bleiben.

Lady Craven hatte richtig gesehen — leider zu spät!

Ihr Falkeninstinkt, der sich in seine Haube verkrochen hatte, als es sich darum gehandelt, die Tochter zu schützen, regte sich nun, da ihr Zorn entflammt war, mit erneuter Stärke und hatte mit untrüglicher Sicherheit den Punkt getroffen, der in Imogens Ehe die gefährliche und schwache Stelle war.

Ihr Gatte hatte kein Wort geäußert, das die junge Frau ungesprochen wünschen müßte; er war fest geblieben, ohne verletzend zu werden, während ihrer Mutter Haltung herausfordernd und ihre Forderungen widersinnig gewesen waren — und doch

hatte sie mit einem Wort einen Schleier vom Auge der Tochter gerissen.

Ihre Gegenwart war ihm nicht Bedürfnis. Er war stets gleichmäßig gütig, besorgt und rücksichtsvoll gegen sie gewesen und würde dies vermutlich immer sein, denn seine Gesinnung war ritterlich und ehrenhaft. In ihrer Unerfahrenheit hatte sie sich an den milden Aeußerungen seiner Zuneigung genügen lassen und kein Schatten eines Zweifels hatte sich je zwischen sie gedrängt. Und doch trug sie jetzt die unleugbare Gewißheit in sich, daß ihre Mutter Recht hatte und daß es ihn verhältnismäßig wenig berührte, ob seine Frau bei ihm war oder nicht, wenigstens konnte ihm nicht viel daran gelegen sein, da er ihr die alleinige Entscheidung überließ.

Sie hatte sich entschieden und an diesem Entschluß wollte sie festhalten; nie sollte ihm zum Bewußtsein kommen, daß sie die Wahrheit kannte. Wenn treueste Hingebung erreichen könnte, daß er ihr zu eigen wurde mit Herz und Seele und nicht nur mit seiner Ehre! Das war der Hoffnungsschimmer, an dem ihr sehnendes Auge hing und der manchmal so mächtig und klar wurde, daß er alle Dunkelheit, die sie umgab, zerstreute. Sie wollte ihn verteidigen vor den Angriffen der Mutter; sie wollte an ihm hängen bis zum Tod; sie wollte sich zu einem unentbehrlichen Teil seines Lebens machen, und in diesem Streben entwickelte sich die bisher ungeübte Kraft ihres Charakters von Tag zu Tag mehr.

Von dieser Stunde an erfüllten zwei Dinge ihr Gemüt und nahmen all ihr Denken in Anspruch, einerseits das Bangen um den inneren Besitz des Gatten, andrerseits das Streben, die widerstreitenden Pflichten vereint zu erfüllen, eine Aufgabe, die immer größere Schwierigkeiten zeigte.

Imogen war immer eine getreue, hingebende Tochter gewesen, jetzt fühlte sie sich von der Mutter durch eine Schranke getrennt, im Vergleich zu der die räumliche Trennung zwischen London und Windsor in nichts zusammenschrumpfte.

Der Frühling brachte vieles, was Lady Craven noch mehr erbitterte, und ihr Verhältnis zum Schwiegersohn wurde mehr und mehr gespannt. Persönlich sahen sie sich auch nicht häufig, da Lady Craven sich rundweg weigerte, in die Baracken von Windsor zu kommen, und Horace in London ein seltener Gast war. Imogen besuchte die Mutter gelegentlich und blieb wohl ein- oder zweimal bei ihr über Nacht, aber dies Zusammensein war für keine der beiden Frauen eine ungetrübte

Freude. Takt war für Lady Craven etwas Unbekanntes, ja sie ging sogar so weit, diese Eigenschaft zu verachten und sie für niedrig und unwahr und einer vornehmen Natur unwürdig zu erklären. Was sie auf dem Herzen hatte, mußte heraus, und so unsägliches Leid ihre Worte auch schaffen mochten, sie tröstete sich mit ihrem Freimut.

Das Regiment hatte jetzt den Mobilmachungsbefehl für den Dienst im Ausland erhalten, der große europäische Krieg war von neuem ausgebrochen, und Oberst Bethunes Zeit natürlich sehr in Anspruch genommen. Den geschäftigen, schnüffelnden Leuten gegenüber, die immer Witterung von Familienzwistigkeiten haben, war Lady Craven zu stolz, ihre Verstimmung kund zu geben, und nur Lady Stylton gegenüber ließ sie gelegentlich ein bitteres Wort fallen über Horace und „ihr süßes Kind, das den lieben langen Tag allein in einer düstern Barackenstube sitze".

Vergebens beteuerte die Tochter, daß dies ganz und gar nicht der Fall sei, und bat die Mutter, doch solch irrige Behauptungen nicht zu wiederholen — Lady Craven wußte das besser. Ueberdies hatte Bethune seine junge Frau bei einer hochgestellten Dame, die sich einer wenig neidenswerten Berühmtheit erfreute, eingeführt, mit der Lady Craven, die in Dingen der Moral sehr streng urteilte, von jeher jede Berührung vermieden hatte. Folglich kannte ihre Empörung, als sie erfuhr, daß Imogen dort Besuch gemacht hatte, keine Grenzen. Als sie ein paar Tage darauf mit Horace zusammentraf, brachte sie den Gegenstand sofort aufs Tapet und fragte ihn geradezu, ob er denn diese Gesellschaft für wünschenswert für seine Gattin halte, ob er sie so weit erniedrigen wolle, ob denn nicht schon die Berührung einer solchen Frau befleckend sei und so weiter. Er kenne die Dame von Kindheit auf, war des Obersten gelassene Antwort, und da sie von jeher äußerst viel Freundlichkeit für ihn gehabt habe, sei es doch wohl nicht zu umgehen gewesen, ihr seine Frau vorzustellen.

„Uebrigens," setzte er hinzu, „hält keiner, der Welt und Leben kennt, das Ding für ansteckend. Selbstverständlich werde ich nicht verlangen oder nicht wünschen, daß Imogen ihr näher tritt, aber Karten abgeben, ein paar Worte wechseln, wenn man sich irgendwo trifft, das wird meiner Frau schwerlich schaden."

Was diese selbst betraf, die anscheinend weiches Wachs in des Bildners Hand war und doch so viel innere Widerstandsfähigkeit besaß, so hatte sie sich stillschweigend den Wünschen

ihres Mannes gefügt und vertrat seine Ansicht nun mit Ueberzeugung.

„Du kannst nicht Farbe halten," rief Lady Craven heftig. „Und du zerrinnst einem zwischen den Fingern wie Wasser!"

Aber es sollte nicht lange anstehen, so mußte sie erkennen, daß dieses Wasser einen sehr bestimmten Lauf hatte und in keine andere Richtung zu bringen war.

Als die Garde den Befehl erhielt, sich nach Belgien einzuschiffen, war Lady Craven mit des Obersten Verbleiben im Dienst nahezu ausgesöhnt, denn sie nahm an, daß Imogen die Zeit seiner Abwesenheit bei ihr verleben werde. Als diese ihr dann die Mitteilung machte, daß sie entschlossen sei, sich nach Brüssel, als in die Nähe des mutmaßlichen Kriegsschauplatzes zu begeben, bot sie alle ihre Ueberredungskunst auf, um die junge Frau von diesem Gedanken abzubringen; als dieselbe aber unerschütterlich daran festhielt, warf sie beim Frühstück — Imogen war für ein paar Tage nach London gekommen — hin: „Da du dir einmal in den Kopf gesetzt hast, nach Brüssel zu gehen, werde ich dich begleiten."

„O nein, liebste Mutter! Das kann ich nicht zugeben!"

„O doch, ich werde es thun, ich habe mir die Sache heute nacht reiflich überlegt. Du kannst in der fremden Stadt nicht allein sein und . . . wenn irgend etwas vorfallen sollte, muß ich in deiner Nähe sein — hier, vielleicht ohne Nachricht von dir, würde ich verzweifeln; was habe ich denn schließlich auf der weiten Welt als dich, mein Engelskind?"

Imogen schwebte die Antwort auf den Lippen: „Komm mit mir und wir wollen einander Trost und Hilfe sein — aber unter der einen Bedingung, daß du ihm nicht zu nahe trittst, wenn er fern von mir ist, wenn ich ihn in Gefahr weiß . . . ich könnte kein Wort des Tadels gegen ihn ertragen."

Das auszusprechen aber lag nicht in ihrer Natur; so ungemeine Widerstandsfähigkeit sie entwickeln konnte, wenn man ihr den Kampf aufdrängte, so wenig war ihr gegeben, im Verkehr mit der Mutter einen Angriff zu wagen, und sie scheute sich, ein Wort auszusprechen, das ihr, wie sie wohl wußte, den Vorwurf der „Kälte" und der „Pflichtvergessenheit" zuziehen würde.

Als der Oberst von Lady Cravens Entschluß Kenntnis erhielt, zuckte er leicht die Schultern.

„Mich berührt das wenig . . . ich fürchte, daß deine Mutter sich dort nicht wohl fühlen und es dir nicht leicht machen wird . . . aber du mußt das nach deinem Ermessen einrichten."

Und da Imogen sich nicht aussprach, geschah es, daß Lady Craven und ihre Tochter Anfang Mai London verließen und sich in Brüssel häuslich einrichteten.

Neunzehntes Kapitel.

Es war ein altmodischer Sommertag in Bath.

In Marlborough Building standen die Fenster der Vorderseite, die auf die grünen Wiesengründe hinausgingen, weit offen und ein leichter Wind, der die Gipfel der Bäume bewegte und die schwanken Gräser beugte, blähte die weißen Musselinvorhänge, hinter denen Mrs. Priam saß. Ein Brief lag geöffnet in ihrem Schoß und am Fensterkreuz lehnte, die Reitpeitsche in der Hand, Stiefel und Kleider weiß gepudert vom Kalkstaub der Landstraßen von Somersetshire, John Darville.

„Wunderliches Frauenzimmer, meine Frau Schwester," sagte Mrs. Priam, „hat sich neuerdings wieder angewöhnt, mir zu schreiben, und zwar weshalb, meinst du? Weil sie ihren Schwiegersohn schon übersatt hat. Der Phönix, als den sie sich ihn gedacht hat, ist er nicht, nun ist sie enttäuscht und schüttet mir ihr Herz aus — mir, die ich doch wahrhaftig die letzte Person dafür sein sollte! Damals, als zuerst das Gerede von einer Heirat mit Imogen auftauchte, schrieb ich ihr einen so starken Brief gegen den Mann, daß ich mir dachte, sie würde mir das meiner Lebtage nicht vergeben! Eigensinnig ist sie, wie ein Maulesel — rumbringen kann sie keiner, er mag reden, was er will. Aber das will ich zugeben — hat sie einmal aus freien Stücken die Waffen gestreckt, so ist sie im stande, zuzugeben, daß sie auf dem Holzweg war, ja sie verfällt dann leicht darein, sich gar zu sehr anzuklagen. Ich muß sagen, als ich den Oberst da drunten sah, fand ich ihn trotz meines Vorurteils sehr nett und angenehm. Was wahr ist, muß wahr bleiben, John. Daß ich gegen die Heirat war, und daß ich gern gehabt hätte, daß Imogen einen andern nähme, weißt du, aber deshalb doch der Wahrheit die Ehre. Kein Mensch hätte sich im Geldpunkt anständiger benehmen können, als er es gethan hat, und soviel ich da herauslese, ist er trotz allen Seufzens der Schwester für Imogen ein guter Mann. Sie

hat ihn sich ausgesucht und sie ist nicht unglücklich — das behauptet nicht einmal ihre Mutter — was braucht's mehr? Was geschehen ist, ist geschehen."

Die redselige Dame hielt einen Augenblick inne, um Atem zu schöpfen, und John ergriff die Gelegenheit, um zu fragen, was denn eigentlich der Inhalt von Lady Cravens Brief sei?

„Inhalt? Inhalt ist blutwenig darin, meist sind es Redensarten und Floskeln. Aber von dir ist auch die Rede, John, und zwar in einer Art, die dich baß verwundern wird, aber es ist nicht mehr als billig, daß du weißt, wie sich der Wind gedreht hat." Sie setzte die Brille auf und nahm den Brief zur Hand. „Sie sagt, daß Brüssel voll vornehmer Leute stecke, und daß die Herzogin von Richmond einen Ball gebe. ... Dann heißt es, daß Imogen, das arme Kind, sehr bleich aussehe, denn wenn auch Bonaparte noch in Paris sei, wisse man doch ganz gewiß, daß er demnächst mit seiner Armee an die Grenze vorrücken werde, und daß die Holländer und die Preußen dann sofort über ihn herfallen wollen." Sie überflog die reichlich mit Tintenflecken versehene Epistel, die sie in der Hand hielt, des weitern und sah dann über die Brillengläser weg den jungen Mann an. „In Citaten ist meine Frau Schwester immer groß gewesen," bemerkte sie, „hier heißt es: ‚Neulich fand ich in einem wunderlichen alten Schriftsteller dies Gebet, das mir seither immer durch den Sinn geht: Gewähre nicht das Verlangen meines Herzens, o Gott! Denn was am Abend eitel Jubel schien, verkehrt sich oft in Kummer bis zum Morgen und die Süße der Freude wandelt sich in Salz der Thränen, und so möchte es mir ergehen, wenn erfüllt würde, wonach meine Seele verlangt! — Es wäre gut gewesen, meine teure Elisa, wenn ich solches Gebet schon vor sechs Monaten gen Himmel gesandt hätte. Wie eng begrenzt ist unser Erkennen! Wie kurz die Spanne Zeit, die nötig ist, um unser Urteil umzustimmen und uns die Verkehrtheit unsres Strebens erkennen zu lassen! Ich denke jetzt manchmal, daß ich mich in John Darville gerade so gut getäuscht habe, wie in Horace Bethune — möglich, daß Brutus besser dazu angethan ist, ein Weib glücklich zu machen, als Mark Anton oder Julius Cäsar.‘ Weiß der Kuckuck, wen sie damit meint ... aber sie hat's von jeher mit so mythologischem Volk zu thun gehabt. ... Dann fährt sie fort ... ach da ist's ja ... nun paß auf, das ist die Krone, John. ‚Ich wollte, er wäre hier! Wenn wir allein zurückbleiben, wäre uns ein Mann, auf den man sich verlassen

kann, ein großer Trost, aber nach dem, wie ich ihn behandelt habe, könnte ich ihn natürlich niemals bitten, zu kommen.'"

Mrs. Priam nahm die Brille ab und faltete den Brief zusammen.

„So! Sonst steht nichts drin, was dich beträfe. Vielleicht ist's unvernünftig, daß ich dir gerade das vorlese — aber ich habe mir gedacht, es sei dir lieb, zu wissen, daß meine Schwester zu einer andern Ansicht über dich gelangt ist, John — schade drum, daß es zu spät ist!"

„Die Umstände sind es, die sich geändert haben," sagte er gelassen.

„Hinüberzugehen wirst du schwerlich Lust haben? Natürlich nicht nach dem, wie sie dich behandelt hat — sie sagt es ja selbst —"

„O, Stolz habe ich keinen," fiel er ihr mit einem wehmütigen Lächeln ins Wort, „oder vielmehr mein Stolz würde es sein, ihnen nützen zu können. ... Ja ... ich will sofort nach Brüssel."

„Na, John, das sieht dir ähnlich — mehr kann ich nicht sagen, und um Imogens willen freut's mich. Aber nimm dich in acht, daß du dir die Flügel nicht noch einmal verbrennst und schlimmer als zuvor."

Das Ergebnis dieser Unterredung war, daß John Darville wenige Tage darauf, am Nachmittag des denkwürdigen 15. Juni in Brüssel im Hotel du Paris eintraf. Ich finde diese Thatsache in der Familienchronik angemerkt und zwar im Verein mit einem scheinbar unwichtigen Vorfall, dem die nächst Beteiligte aber jedenfalls eine ganz besondere Bedeutung beilegte. Wenn ich mir vor Augen stelle, daß in jener Stunde das Geschick Europas in der Wagschale zitterte, wenn ich daran denke, daß die Sonne, die an jenem Tag über dem schönen flandrischen Land zur Rüste ging, Tausenden von todesmutigen Seelen zum letztenmal leuchtete, und daß binnen vier Tagen mit dem Jubel über den großen Sieg auch die Kunde schmerzlicher Verluste in viele Hunderte von Heimstätten einzog, so erscheint es mir selbst höchst jämmerlich von Meinungsverschiedenheiten über ein Ballkleid erzählen zu müssen.

Brüssel befand sich an diesem Nachmittag in großer Erregung, nicht weil man Kunde von dem unmittelbaren Bevorstehen der Schlacht gehabt hätte, sondern weil die Stadt gedrängt voll war von jugendlichen Kavalieren und schönen Frauen aller Nationen, die samt und sonders für diesen Abend zu der Herzogin von Richmond zum Tanze geladen waren.

Oberst Bethune hatte den ganzen Tag Dienst gehabt, und es war schon Essenszeit, als er mit gedankenvoller Miene in das Wohnzimmer seiner Frau trat. Es war ihm soeben als unbestimmtes Gerücht zu Ohren gekommen, daß Napoleon, statt in Paris zu sein, wie der Herzog und alle Welt es annahm, die Grenze überschritten habe. Es war kaum glaublich, daß der Herzog, der geheime Verbindungen in Paris hatte, davon nicht Kenntnis erhalten haben sollte, aber immerhin hatte die Nachricht auf den Oberst und einige andre, die sie vernommen hatten, Eindruck gemacht.

Imogen und die Mutter waren beide im Zimmer, als er eintrat, und auf dem Sofa lag ein Gewand von Gaze und Silberstoff, offenbar in antikem Schnitt, wie man es sich etwa als Gewandung einer Sonnenjungfrau vorstellen mochte.

„Was in aller Welt ist das?" fragte Horace, plötzlich stehen bleibend.

„Imogens Kleid für heute abend," versetzte Lady Craven mit einem raschen Aufblick.

„Gott steh uns bei! Ist das Ihre Erfindung, Lady Craven?"

„Ja, und es kleidet sie wundervoll."

„Ich finde, daß es keine Dame kleidet, auffallend zu sein. ... Mir ist es ein Greuel, wenn eine Frau durch schreienden Anzug die Aufmerksamkeit auf sich zieht."

„Auffallend! Schreiend! Ein weißes Kleid mit Silber! Männer haben doch über Damentoilette nie ein Urteil! Etwas Einfacheres gibt es überhaupt nicht."

„Ein Leintuch wäre noch einfacher — und doch auffallend," versetzte er mit einem Versuch, die Schärfe seines Urteils durch Humor zu mildern. „Ich habe wohl engherzige Ansichten über diesen Punkt ... will eine Dame vornehm erscheinen, so kann sie sich nicht schlicht genug kleiden."

„War das von jeher Ihre Auffassung?" erwiderte Lady Craven mit einem eigentümlichen Lächeln und einem zornigen Aufleuchten der Augen. „Ich meine gehört zu haben, daß die Damen, die Sie bewunderten, sich nicht eben durch puritanische Einfachheit ausgezeichnet haben — vielleicht ist Ihr Urteil nur so streng, wo es Ihre Frau betrifft, und ist sie die einzige, die Sie dazu verdammen möchten, umherzugehen, wie eine Nachteule!"

„Allerdings," entgegnete er mit anerkennenswerter Selbstbeherrschung, „ist es mir bei meiner Frau weit wichtiger, daß ihre Erscheinung keinem Tadel ausgesetzt sei, als bei den Damen,

für die ich keinerlei Verantwortlichkeit hatte. Wir machen einer hübschen Frau den Hof, sie mag angezogen sein, wie sie will, aber die eigne Frau — das ist etwas andres."

Lady Cravens Zornesröte steigerte sich; sie ließ sich nicht besänftigen.

„Mein Geschmack in Toilettenfragen ist bisher nie bestritten worden, Herr Oberst."

„Ich bin weit entfernt, ihn anzutasten; der Fehler liegt entschieden nur an meinen engherzigen Vorurteilen."

„Soll ich das dahin verstehen, daß Sie meiner Tochter verbieten, zu tragen, was ich — die Mutter — für sie ausgesucht habe?"

„Eines Verbotes bedarf es dazu sicher nicht ... ich weiß, daß mein Wunsch genügt. ..."

„Ganz gewiß, Horace," fiel Imogen ein, „ich würde viel lieber gar nicht auf den Ball gehen, als in einem Anzug, der dir mißfällt."

„Das ist einfach greulich!" rief Lady Craven. „Wo in aller Welt fällt es einem Mann ein, sich in derlei Dinge zu mischen."

„Vielleicht wäre es besser, die Männer thäten es häufiger," erwiderte der Oberst. „Hast du nicht ein andres Kleid, das du tragen könntest, Imogen?"

„Doch ... mein Hochzeitskleid ... nur meint Mama ..."

„O! Bitte, laß mich aus dem Spiel! Meine Wünsche kommen ja nicht in Betracht! Daß ich mir den Kopf zerbrochen habe, um etwas zu erdenken, das dich von der großen Herde unterscheiden sollte, zählt nicht."

„Sie thun Ihrer Tochter unrecht, Lady Craven — von der großen Herde wird sie sich unterscheiden, sie mag tragen, was sie will. Ich bedaure sehr, daß Ihre Mühe vergebens gewesen ist, aber nachgeben kann ich in diesem Punkt nicht — vermutlich bin ich ein Barbar, ein Vandale, aber meine Begriffe über derlei Dinge sind nun einmal in einer sehr bestimmten Richtung ausgebildet."

In diesem Augenblick ging die Thür auf, und dem Sturm, der über Lady Cravens Schwiegersohn zweifellos hereingebrochen wäre, wurde plötzlich Einhalt gethan. Mit Staub bedeckt, erhitzt und in ziemlich unbehaglicher Spannung auf den Empfang, der ihm zu teil werden würde, stand John Darville auf der Schwelle.

„Das nenn' ich eine unverhoffte Freude!" sagte Imogen hastig.

„John Darville! Herzlich willkommen!“ rief Lady Craven.

Der Oberst kannte Darville kaum, und der junge Mann und er hatten wenig gemein, aber seine Liebenswürdigkeit ließ ihn auch hier nicht im Stich. Ueberdies mochte er wohl jede Ablenkung von Lady Cravens zornigem Redestrom mit Freuden begrüßen.

„Sehr erfreut, Sie zu sehen, Mr. Darville . . . kommen Sie direkt von England?“

„Ja — ich — ich wollte mir Brüssel ansehen, solange die Truppen hier im Quartier liegen.“

„Was nicht mehr lange der Fall sein wird; es verlautete heute abend sogar, Napoleon habe die Grenze überschritten. Sie sind hier im Haus abgestiegen?“

Er bejahte.

„Da speisen wir zusammen. Für den Ball von heute abend werde ich Ihnen keine Einladung mehr verschaffen können. . . .“

„O danke sehr, ich kam durchaus nicht hierher, um Bälle zu besuchen. . . .“

„Wir werden den Abend miteinander verbringen, John,“ sagte Lady Craven, „ich gehe auch nicht auf diesen Ball.“

„Aber, liebe Mutter!“

„Nein, Imogen — ich bin fest entschlossen und glaube zu wissen, was ich mir selbst schuldig bin. Nach dem, was vorgefallen ist, wird es am besten sein, dein Mann und ich vermeiden so viel als möglich jedes Zusammensein.“

John Darville starrte sie ganz entgeistert an — daß die Dinge schon so weit gediehen waren, hätte er sich denn doch nicht träumen lassen.

Nach kurzer Pause fuhr sie fort: „Zu Tisch werde ich nicht kommen . . . bin aber diesen Abend in meinem Wohnzimmer für Sie zu sprechen, John — es wird mir eine Freude sein, jemand um mich zu haben, der mir noch nie die schuldige Achtung versagt hat.“

Damit schritt sie der Thür zu und Imogen und der Oberst, die ihr nacheilten und sie umzustimmen suchten, wurden keiner Antwort gewürdigt.

John war es höchst unbehaglich zu Mute wie jedem, der unerwartet Zeuge einer Familienscene wird. Er trat ans Fenster und sah hinaus; der ganze Platz wimmelte von englischen und belgischen Soldaten, Frauen mit weißen Hauben und großen Körben und Milchkarren, die mit Hunden bespannt waren, letzteres ein unerfreulicher Anblick für Johns tier-

freundliche Seele. War es das Richtige gewesen, daß er hierher kam? Jedenfalls war es notwendig, daß Mann und Frau sich jetzt allein aussprachen, und so bat er, ihn bei Tisch zu entschuldigen, weil er nicht mehr Zeit habe auszupacken und sich umzukleiden und zog sich mit dem Versprechen, Lady Craven später aufzusuchen, zurück.

„Deine Mutter fängt an unerträglich zu werden," sagte Horace, sobald er mit Imogen allein war. „Was sollen wir thun?"

Er sprach sehr ruhig und schien keine Antwort auf seine Frage zu erwarten — eine solche erfolgte jedoch sofort.

„Du mußt Geduld mit ihr haben, Horace."

„Habe ich denn die nicht? Ich lasse nie außer Auge, wie vielen Dank ich ihr schulde ... ich will sie ja nicht reizen und herausfordern, aber es muß ihr begreiflich gemacht werden, daß sie dich nicht mehr zu beherrschen hat. Wo unsre Ansichten in Bezug auf dich auseinandergehen, hat sie nachzugeben und zwar ohne Scene. Nichts ist mir so verhaßt als derartige Auftritte, die deine Mutter förmlich zu lieben scheint."

„Du darfst nicht vergessen, daß sie von jeher und in allen Dingen ihren Willen durchgesetzt hat — mein Vater und jedermann hat ihr stets nachgegeben. Die arme Mama! Ich kann mir wohl vorstellen, wie schwer es ihr nun wird ... und wie undankbar ich, für die sie sich ganz geopfert hat, ihr erscheinen muß."

„Wenn sie erwartet hat, daß ich mich ihr vollständig unterordne, so hätte sie sich das in unsrem Ehevertrag ausbedingen sollen," unterbrach er sie mit spöttischem Lächeln, fuhr dann aber ernsthaft fort: „Versteh mich recht — es ist mir lieb, daß deine Mutter jetzt bei dir ist. In wenigen Tagen längstens wird es zur Schlacht kommen, und wenn mir etwas zustoßen sollte — komm, es ist besser, solcher Möglichkeit frei ins Auge zu sehen, sie tritt deshalb noch lange nicht ein — also, wenn die Franzosen siegten und ich fallen oder in Gefangenschaft geraten sollte, so ist es mir tröstlich, deine Mutter bei dir zu wissen und auch dieser Darville kommt nicht ungelegen — angenommen, daß er zufällig kommt — er würde dir doch beistehen können."

„Was könnte er, und was die Mutter und was die ganze Welt mir nützen, wenn —" Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und ihr ganzer Körper erbebte in leidenschaftlichem Schluchzen.

„Aber, Kind," sagte er sanft, indem er sie an sich zog und auf die Stirne küßte. „Ein sehr heilsamer Aberglaube ist's, daß Unglücksfälle, die wir voraussehen und fürchten, nie eintreffen! Und ist der Krieg vorüber, so müssen deine Mutter und ich uns verständigen — ich habe nichts dagegen, daß sie viel bei uns ist, vorausgesetzt, daß sie keine Scenen macht, die sind mir in den Tod zuwider." —

Nachdem Imogen blaß und freudlos mit ihrem Mann auf den Ball gegangen war — Lady Craven hatte sich geweigert, auch nur einen Blick auf die Tochter im schlichten weißen Seidenkleid zu werfen — stattete John Darville seiner Verwandten einen Besuch ab. Sie empfing ihn ganz im Kostüm des Rührstücks, in dem mitzuwirken sie sich berufen fühlte: düstere Gewänder, ein schwarzer Schleier und ein großer grüner Fächer in der behandschuhten Hand. Sie sah ungemein schön und interessant aus, ein Mittelding zwischen Isabella in der „Verhängnisvollen Heirat" und Olivia in „Was ihr wollt", und John hatte den Zauber ihrer Schönheit nie so stark empfunden wie heute, da eine gewisse Wehmut ihren Reiz erhöhte.

„Sie sehen in mir eine sehr unglückliche Frau, lieber John," begann sie, „eine Frau, die den Hauptzweck ihres Lebens verfehlt hat durch eigne Schuld, gewiß — aber das macht die Sache nicht leichter! Ach, wie war ich blind — wahnwitzig muß ich mich selbst nennen. Ich weiß, daß Sie mich gewarnt haben würden, wie andre es thaten, aber ich wollte ja nicht hören, jetzt aber bin ich endlich aus meinem Wahn erwacht, sehe Horace Bethune so wie er wirklich ist — und bin namenlos elend."

John, der die Veranlassung der gegenwärtigen Mißstimmung nicht kannte, sprach etwas unsicher und undeutlich die Hoffnung aus, daß Imogen sich trotzdem glücklich fühle, denn „wenn sie nicht an ihm hinge, würde sie ihn ja nicht geheiratet haben".

„An ihm hängen? Ja, sie bildet sich's ein und das ist das Schlimmste. Er hat seinen Kopf darauf gesetzt, sie kalt und weltlich zu machen, wie er selbst es ist, er lehnt sich auf gegen mich, und sie ordnet sich ihm in allem und jedem unter. Glücklich! Wie kann sie glücklich sein, wenn sie die Pflicht gegen ihre Mutter verletzt? Habe ich mich nicht mein Lebenlang für sie geopfert? Und habe ich nicht den sechsten Teil meines Vermögens hingegeben, um seine Schulden zu bezahlen? Und das ist nun der Dank?"

„Worüber haben Sie sich eigentlich zu beklagen, Base Margaret?“ fragte John in seiner schlichten, sachlichen Art.

„Daß er ein Tyrann ist, der sie zu seiner willenlosen Sklavin herabwürdigen will, zu einer Sklavin, die ihre Seele selbst nicht mehr ihr eigen nennt. Was sein Verhalten gegen mich betrifft, so schlägt er mir, so oft ich eine Meinung äußre, unter dem Deckmantel vollendetster Höflichkeit ein Schnippchen, mir, deren leisester Wunsch ihm vor sechs Monaten Befehl gewesen! Aber freilich, kaum daß sie verheiratet waren, kam der Pferdefuß zum Vorschein. Hat er sie nicht nach Italien geschleppt, während er wußte, daß ich krank in London lag und mich nach meinem Kind sehnte? Hat er sie dann in Windsor nicht trotz meines ausdrücklichen Verbots mit jenem ehrlosen Geschöpf, der Lady L., in Berührung gebracht?“

„Vielleicht, daß er dafür seine besondern Gründe hatte. Schließlich muß in solchen Dingen ein Mann am besten wissen, was er zu thun hat.“

„Für sich ja, aber nicht für seine Frau, wenn sie so jung und unschuldig ist. Er sieht alles nur vom Standpunkt der Weltklugheit an, eine höhere sittliche Auffassung geht ihm ganz ab und Imogen hat gar keine Widerstandskraft mehr, ich glaube es gibt überhaupt nichts, was sie ihm zulieb nicht thäte.“

„Nein, Cousine Margaret, das glauben Sie selbst nicht und sollten es auch im Zorn nicht aussprechen,“ versetzte John mit Strenge.

Einen Augenblick starrte sie ihn betroffen an — konnte dieser energische Mensch, der sie, ohne mit der Wimper zu zucken, zurechtwies und der ihr um dieses Verweises willen besser gefiel als je, der linkische, schüchterne Vetter sein, den sie so von oben herab behandelt hatte?

„Mein Kind ist verwandelt,“ fuhr sie mit wehmutvollem Kopfschütteln fort, „sie steht vollständig unterm Bann ihres Gatten, und während sie mir sonst alles an den Augen ablas, hat sie jetzt nur noch Gedanken für ihn. . . . Das Schlimmste dabei ist aber, daß er sie nicht liebt, wie ein Mann seine Frau lieben sollte — das ist mir ganz klar. Ich will nicht sagen, daß er unfreundlich gegen sie wäre, aber eiseskalt. Sie soll im Haus seine Sklavin sein und in Gesellschaft ein anmutiges Schmuckstück; in die herkömmliche Salondame will er sie umwandeln, aber von Liebespoesie und Romantik ist keine Spur zu entdecken.“

„Hoffentlich ist Imogen nicht dieser Ansicht?“ sagte John leise und mit abgewandtem Blick.

„Ach! Sie entdeckt keinen Makel an ihm — sie verschließt sich der Wahrheit, daß von dem Mann nur Asche übrig ist und das Feuer längst ausgebrannt.“

„Solang sie befriedigt ist, scheint mir, sollten auch Sie es sein.“

„Großer Gott! Glauben Sie, daß ich mein Kind dazu verheiratet habe? Als ich mein Kleinod in seine Hand gab, that ich es in der Ueberzeugung, daß er mir sein Leben lang Dank dafür wissen, sie hoch halten und stolz sein werde auf ihre seltenen Gaben. Und wie kam es? Kaum daß sie ihre Harfe berühren durfte, seit sie verheiratet ist! Ich setzte voraus, daß wir uns nie trennen würden, und ich bin geschieden von meinem einzigen Kind, geschieden, als ob Meere zwischen uns lägen.“

„Das wird in diesem Verhältnis mehr oder weniger stets der Fall sein. Der Mann, der im Herzen seiner Frau nicht die erste Stelle forderte, wäre kein Mann!“

Lady Craven machte eine ihr eigentümliche Handbewegung, die Unglauben und Gereiztheit sehr deutlich zum Ausdruck brachte.

„Selbst in so untergeordneten Dingen wie ihre Kleidung gibt sie ihm nach, und ich, die ich stets für sie gesorgt habe, werde beiseite gesetzt und man gibt mir zu verstehen, daß eine von mir ausgesuchte Toilette nicht guter Ton sei.“

„War dies heute der Gegenstand Ihres Streits?“

„Ja, er wollte sie das Ballkleid, das ich ihr zurecht gemacht habe, nicht tragen lassen.“

„Und diese Kleinigkeit fanden Sie solcher Kämpfe wert?“

„Wo es sich um Empfindungen und Grundsätze handelt, gibt es keine Kleinigkeiten! Es hieße meine Würde mit Füßen treten, wenn ich, nachdem man mir so begegnet, mit ihnen den Ball besucht hätte.“

John schwieg; er fühlte, daß jeder Widerspruch vorderhand vergebens war; möglich, daß eine Zeit kommen würde. . . . Und so schwer ihm ums Herz war, berührte es ihn doch humoristisch, daß er sich mit einemmal in den Fürsprecher Horace Bethunes verwandelt sah.

Als er sich an diesem Abend zu Bett legte, lastete die Ueberzeugung auf ihm, daß die, für deren Glück er alles geopfert hätte, schwerem Herzeleid entgegenging. Würde dieser Kampf um die Oberhand zwischen Mann und Mutter noch lange währen und wie würde der Ausgang sein?

Zwanzigstes Kapitel.

Die denkwürdigen Ereignisse der nächsten Stunden, die Nachricht von Napoleons Vorrücken, die einer Bombe gleich in den Ballsaal hereinplatzte, das Aufsitzen in fieberhafter Eile, der Abmarsch von Brüssel in dunkler Morgenfrühe, das alles braucht nur insofern berührt zu werden, als es die Geschicke und Empfindungen von zwei oder drei Menschen bestimmte.

Für Imogen Bethune war die Zeit der Thränen vorüber. Als Horace am Abend auf die Möglichkeit eines unglücklichen Geschicks hingedeutet hatte, war sie zusammengebrochen; aber als der Augenblick der Trennung, vielleicht für immer, gekommen war, würde die junge Frau um keinen Preis eine Schwäche verraten haben; sie hätte ihrem Gatten zu den vielerlei Sorgen, die einem zu Felde ziehenden Krieger das Herz beschweren, nicht noch eine weitere aufbürden mögen.

Er saß in dem fahlen Morgenlicht allein vor seinem offnen Schreibpult, während Imogen im Nebenzimmer ihr Ballkleid ablegte. Das Blatt Papier, das vor ihm lag, enthielt seine letzten Wünsche, überschrieben an Imogen, zu eröffnen nur im Fall seines Todes. Er hatte das Gesicht in die Hände geborgen und seine Gedanken waren weit weg, weit weg von seinem Weib und von der bevorstehenden Schlacht, sie waren trotz seiner Entrüstung, trotz seiner klaren Erkenntnis, wie unverzeihlich sie gehandelt hatte, in dieser ernsten Stunde bei der, die schwereres Leid um ihn tragen würde, als irgend eine Menschenseele auf der Welt. Das glaubte er wenigstens und in dieser Gewißheit griff er noch einmal zur Feder und schrieb ein paar kurze Zeilen, siegelte den Brief und legte ihn mit dem andern in das Pult. Dann nahm er ein Miniaturbild an einer Kette, das auf den Papieren gelegen hatte, zur Hand und sein Blick ruhte mit leidenschaftlichem Schmerz auf dem blühenden Gesicht, das es darstellte. Fast sechs Jahre lang hatte er dies Bildchen Tag und Nacht am Herzen getragen, und erst als er sich mit Imogen verlobte, hatte er es von seinem Halse gelöst. Einen Augenblick fühlte er sich versucht, ihm wieder die alte Stelle einzuräumen, von der das Urbild in Wirklichkeit nie völlig vertrieben worden war, allein er widerstand der Versuchung. Wenn er fiele ... sollte sein armes junges Weib ... er legte das Bild in das Pult zurück und verschloß dieses.

Als er mit Lady Craven zusammentraf, war seine Haltung

ernst und ungemein ehrfurchtsvoll. Die jeder Aufwallung gehorchende Frau, die sich stets in Extremen bewegte, hatte kaum am frühen Morgen die Kavalleriesignale gehört und auf ihre Frage vernommen, daß Oberst Bethunes Regiment binnen einer Stunde ausrücken müsse, als sie nach dem Zimmer stürzte, wo Horace sich eben den Degen anschnallte, indes sein junges Weib blaß und regungslos daneben stand. Lady Cravens Gesicht war gerötet und ihre Augen strömten von Thränen über, die Haare hingen ihr auf die Schulter und sie hatte sich nur hastig einen Morgenrock umgeworfen. Plötzlich war die Ueberzeugung in ihr aufgestiegen, daß der Oberst in den Tod gehen, daß Imogen nach sechsmonatlicher Ehe als Witwe zurückbleiben werde! Alles, was sie vor wenigen Stunden gegen Horace empfunden und geäußert hatte, war ausgelöscht, alles, womit er sie gekränkt, vergessen; nur daß Imogen ihren Mann herzlich lieb hatte, lebte noch in ihrer Erinnerung. Mit dem großen Sinn, der ihr bei all ihren Schwächen eigen war, eilte sie mit ausgestreckten Händen auf ihn zu, und jeden Vorbehalt verschmähend, alle kleinliche Beschämung beiseite werfend, rief sie: „Sagen Sie mir, daß Sie mir verziehen haben, Horace! Ich war sehr thöricht — ich hatte unrecht! Es war Eifersucht — meine Liebe zu ihr ... Sie werden mir verzeihen! Gott weiß, daß ich Tag und Nacht für Ihr Leben beten werde und Sie werden meiner heftigen Worte nicht mehr gedenken, wenn wir voneinander getrennt sind. ... Versprechen Sie mir, vergessen zu wollen!"

„Das ist schon geschehen, meine liebe Lady Craven ... ich lasse Imogen mit der Gewißheit, daß sie in den besten Händen ist, in Ihrer Hut ... was auch immer kommen möge. Ich habe," er zögerte einen Augenblick, „meine letzten Wünsche zu Papier gebracht — Sie werden das Blatt in meinem Pult finden, ebenso einen versiegelten Brief, den ich im Fall meines Todes an seine Adresse zu bestellen bitte."

Er sprach ruhig, vielleicht etwas langsamer als gewöhnlich, und sah Lady Craven unverwandt dabei an.

Die junge Frau hatte sich abgewandt und goß ihm mechanisch eine Tasse Kaffee ein. Als sie ihm diese bot, fiel ihr Blick auf die Schnalle des einen Sporns, die sich gelockert hatte, und sie kniete nieder, um sie zu befestigen. Jahrelang haftete diese an sich unbedeutende Handlung in Lady Cravens Erinnerung, und ohne daß sie sich Rechenschaft gegeben hätte, weshalb sie ihr solchen Eindruck gemacht hatte, trat das rührende kleine Bild ihr bei den verschiedensten Anlässen wieder vor die Seele.

Imogen hielt sich tapfer bis zum Ende, und erst als Horace fort war, versagte ihre körperliche Kraft. Darville hatte sich eines Besuchs bei den Cousinen enthalten, bis er den Oberst mit seinem Regiment hatte abmarschieren sehen; dann erkundigte er sich, ob er ihnen irgendwie von Nutzen sein könnte, und Lady Craven wußte auch ihn in den nächsten Tagen nützlich zu verwenden: er mußte ihr stündlich die vom Kriegsschauplatz eingelaufenen Nachrichten mitteilen, von den dann nur die günstigen zu Imogens Kenntnis gelangten.

Der Freude über den Sieg von Quatrebras und der Glückseligkeit über Oberst Bethunes Unversehrtsein folgten zwei Tage tödlicher Angst; der Kanonendonner von Waterloo war in Brüssel deutlich zu vernehmen, und während die Schlacht endlos wütete, brachten erschrockene, zersprengte Flüchtlinge die widersprechendsten Berichte und Gerüchte.

Schließlich aber erfuhren sie das Beste und das Schlimmste, und es war nicht länger möglich, Imogen die Wahrheit zu verbergen. Ein entscheidender Sieg war erfochten, der Krieg beendigt, Horace Bethune aber schwer verwundet. Es verlautete, daß er nicht nur einen schlimmen Bajonettstich in die Hüfte erhalten habe, sondern daß eine Kugel in den rechten Lungenflügel eingedrungen sei. Wenige Stunden nach dieser Kunde traf der kampfesunfähig Gewordene selbst ein und wurde halb bewußtlos in den Gasthof gebracht, wo er wochenlang zwischen Tod und Leben schwebend lag.

In diesen Wochen war Lady Craven von größter Selbstbeherrschung, Rücksicht und Bedachtnahme für ihre Tochter, sie teilte Pflege und Nachtwachen mit dieser und einer barmherzigen Schwester, und ihre Angst und Sorge um den Kranken waren kaum minder heftig und jedenfalls weit mehr zu Tage tretend, als bei der jungen Frau. Eifersucht, Groll, Mißtrauen, alles war vergessen; sie war nur die thatkräftige, leistungsfähige Mutter, die jeden Befehl des Arztes entgegennahm, und wenn sie auch gelegentlich bei einer Versäumnis einen leidenschaftlichen Zornesausbruch nicht ganz unterdrücken konnte, war sie doch immer bedacht, die Tochter zu schonen, die dieser ununterbrochen fortdauernden Anstrengung und Aufregung weit weniger gewachsen war.

Ganze Tage lang ließ sich Imogen kaum bereden, das Krankenzimmer zu verlassen, und wenn der Arzt darauf bestand, daß sie sich ein paar Stunden der Ruhe gönne, so mußte die Mutter ihr feierlich geloben, nicht von dem Lager des Kranken

zu weichen, erst dann legte sie sich im Nebenzimmer zu unruhigem Schlaf nieder.

Nach einer schwierigen und gefahrvollen Operation wurde die Kugel zwar herausgezogen, aber der Zustand des Verwundeten blieb immer noch im höchsten Grad bedenklich. Das Fieber war sehr stark und er phantasierte häufig, zu andern Zeiten lag er stundenlang bewußtlos, und nur wenn seine Frau sich über ihn beugte, leuchtete zuweilen ein Strahl des Erkennens in seinem Blick auf. Er äußerte nichts, was seine Freude über ihre Nähe bewiesen hätte, kein elektrischer Liebesfunken flog vom einen zum andern; es that ihm wohl, von ihr gepflegt zu werden, mehr sagte sein Blick nicht, und Imogen ließ sich daran genügen.

In einer Nacht, als das Fieber seinen Höhepunkt erreicht hatte, bat Imogen flehentlich, sich mit der sehr erschöpften barmherzigen Schwester in die Wache teilen zu dürfen, aber Lady Craven ging nicht darauf ein.

„Stell dir nur vor, wie es wäre, wenn du krank würdest! Was könntest du ihm dann nützen? Und ich, wie sollte ich mich zwischen euch beiden teilen? Nein, du und die Wärterin, ihr müßt euern Schlaf haben, das arme Ding sieht ja ganz elend aus, man muß sie schlafen lassen, solang sie kann, du kannst dann früh am Morgen wieder auf deinem Posten sein. Zu zweien im Zimmer zu bleiben, ist ganz zwecklos; sein Bursche ist ja bei der Hand, wenn ich etwas brauche, und ich bin so frisch wie nur je.“

So setzte sie — wie immer, wenn nicht Horace ihr Widerpart hielt — ihren Willen durch, was bei diesem Anlaß zufällig ein Glück war, obgleich diese Nachtwache mit dem, was sie während derselben erlebte, nicht dazu angethan war, ihre Seelenruhe wieder herzustellen.

Die heiße Juninacht hindurch wälzte sich der fieberkranke Mann rastlos hin und her, warf den im Verband steckenden Kopf von einer Seite zur andern und stieß unzusammenhängende Laute aus, indes seine braune, abgemagerte Hand unruhig an den Betttüchern zerrte.

Die Hitze schien furchtbar auf ihm zu lasten und auf seiner Pflegerin kaum minder, doch was war zu machen? Das Fenster stand weit offen, aber kein Luftzug schwellte den Musselinvorhang und die Kerze flackerte kaum. Leise und gleichmäßig bewegte Lady Craven den großen grünen Fächer, um ihm Kühlung zu schaffen, sie goß kölnisches Wasser auf ihr Taschentuch und

drückte es auf seine Stirne, sie befeuchtete seine Lippen mit einer Citrone und dabei drang ein Wort an ihr Ohr, das sich in seinen gemurmelten wirren Reden immer wiederholte — der Name „Nadine". Dieser war ihr gänzlich unbekannt, und nur aus dem Zusammenhang erriet sie, daß es überhaupt ein Name war, im übrigen aber war es nur ein wildes Stammeln, was sie vernahm, in dem Vorwürfe mit leidenschaftlichem Flehen abzuwechseln schienen und in dem eine Unbekannte immer mit „du Nadine" angeredet wurde.

War diese Unbekannte nur eine Schöpfung des fiebernden Gehirns? Lebte eine Frau dieses Namens? Das fragte sich Lady Craven mit wachsender, banger Neugierde. Waren die Bilder, die sich ihm aufdrängten, die Gedanken, die ihn ängstigten, einzig von der Krankheit hervorgerufen.

Je mehr die Nacht vorschritt, desto unruhiger wurde der Aermste und die niederschlagenden Mittel, die Lady Craven nach ärztlicher Vorschrift anwandte, blieben wirkungslos, ja der Druck auf der Brust schien sich noch zu steigern. Plötzlich hörte das Irrereden auf und ein seltsamer halbklarer Zustand trat ein, in dem schwer zu sagen war, wie weit er bei Bewußtsein und Herr seiner Worte war. Die brennenden dunkeln Augen fest auf Lady Craven geheftet, flüsterte er halb aufgerichtet, mit heiserer Stimme: „Verbrenn ihn! ... Kein Mensch darf ihn sehen ... Verbrennen!"

„Was soll ich verbrennen, Horace?"

„Den Brief an sie — an Nadine!"

Sie beschloß auf die Fieberphantasie, wofür sie diese Worte hielt, einzugehen.

„Gewiß, gewiß ... aber wo ist er?"

„In meinem Pult ... hier sind die Schlüssel."

Sie nahm den kleinen Schlüsselbund, der auf dem Nachttisch lag, und schloß das messingbeschlagene Mahagonipult auf. Der Brief, der zuoberst lag, war an Imogen gerichtet, darunter lag einer an Mrs. Poyntz und unter diesem ein Miniaturbild, nach dem Lady Craven unwillkürlich griff. Da war keine Täuschung möglich; das waren die blauen Augen, das flachsblonde Haar, die vollen Lippen und die leuchtende Hautfarbe; in der goldenen Umrahmung war der Name Nadine eingraviert.

Lady Craven stieg das Blut zu Kopf; sie ließ das Bildchen an seinen Platz zurückgleiten und trat mit dem an Mrs. Poyntz überschriebenen Brief zu dem Kranken.

„Ist dies der Brief, den ich verbrennen soll?"

„Ja . . . ja . . .“ murmelte er. „Verbrennen.“

Sie hielt den Brief ans Licht und ließ ihn vom Feuer verzehren, bis die Flamme an ihren Fingern emporleckte und das letzte Stückchen verkohlt war.

Jetzt hatte Lady Craven wirklichen Grund zu Angst und Sorge!

Er bewahrte das Bild dieses niedrigen Weibes noch! Sie war in seinen Fieberphantasieen vor ihm gestanden, zu ihr hatte er sich gewandt, als der Griff des Todes ihn bedrohte, und nur Furcht vor Entdeckung hatte ihn in diesem lichten Augenblick die Vernichtung des Briefes wünschen lassen, der wohl ein leidenschaftliches Lebewohl aus tiefster Seele enthalten haben mochte! Was sie unklar geahnt, was sie im höchsten Zorn sich gegen John Darville hatte entschlüpfen lassen, jetzt war es bestätigt — Imogens Gatte war falsch, falsch insoferne er ihr Kind niemals geliebt hatte. Wie war sie blind gewesen, als sie ihre unbezwingliche Willenskraft zu gunsten dieser Ehe eingesetzt hatte! Die unselige Mutter sah mit einemmal die Wahrheit unverhüllt, nicht übertüncht von Phantasie und Poesie vor Augen, sie hatte ihr Kind einem meineidigen Mann geopfert. Diese Vorstellung war Todesqual sowohl für ihre Mutterliebe als ihren Stolz, der jede Nebenbuhlerschaft stets von sich gewiesen hatte. Wo es sich um ihre Schönheit und Bedeutung, wo es sich um ihres Kindes Ansprüche auf Beachtung gehandelt, war ihr stets jeder Kampf erspart geblieben. Sie hatte ihres Gatten Liebe ungeteilt besessen und unbedingt angenommen, daß Imogen dieselbe Macht über Horace Bethune üben werde. Und nun! Der Gedanke, daß wenn dieser Mann, der da zwischen Tod und Leben schwankte, sich erholte, dann ihres Kindes rechtmäßiger Platz von einer andern eingenommen sei, brachte sie dem Wahnsinn nahe.

O diese lange, lange Nacht! Wie oft gedachte sie ihrer in späteren Jahren! Mit welch seltsam geteilter Empfindung, halb mitleidig, halb erbittert, hatte sie dem kranken Mann Hilfe geleistet, bei dem durch eine seltsame Ironie des Schicksals erst von dem Augenblick an, da ihr Herz von Groll und Bitterkeit überströmte, alle Mittel, die sie ihm reichte, heilsame Wirkung thaten.

Das halblaute Irrereden hörte allmählich auf, seine Hände flogen nicht mehr ruhelos auf dem Betttuch umher und mit der ersten Morgendämmerung versank er in ruhigen Schlaf.

Weshalb starb er nicht in dieser Nacht? Weshalb fachte

sie mit eigener Hand den schwachen Funken wieder zu heller Flamme an?

Von dem Tage an besserte sich sein Zustand; die Genesung machte langsame Fortschritte, er litt noch sehr, aber daß er nicht sterben würde, zeigte sich von Tag zu Tag deutlicher. Nach einigen Wochen war er im stand, einige von den Freunden, die sich scharenweise nach ihm erkundigt hatten, zu empfangen, was diese hochbeglückte, denn wenn vielleicht auch mancher mehr Achtung genoß, beliebt wie er war keiner, denn der Zauber seines Wesens wirkte auf Männer wie auf Frauen und in gesellschaftlicher Hinsicht wäre kaum ein Mann mehr vermißt worden.

Ende September erklärten die Aerzte, daß er im stande sei, die Reise nach England zu unternehmen, aber sie sagten ihm, daß es Monate dauern werde, bis er wieder dienstfähig sei, und auf vertrauliche Anfrage erfuhr John Darville, daß sie starke Zweifel hegten, ob der Oberst je wieder zu vollen Kräften kommen werde. Er könne wohl noch jahrelang leben, aber sein ganzer Organismus habe einen Stoß erlitten, von dem er sich schwerlich je erholen werde.

Dies eine Mal im Leben war Lady Craven vorsichtig und besonnen und bewahrte über ihre Entdeckung volles Stillschweigen. Selbst John gegenüber ließ sie außer einigen dunkeln Andeutungen, daß sie sprechen könnte, wenn sie wollte, und ihm zu beweisen vermöchte, daß ihre schlimmsten Befürchtungen begründet seien, kein Wort verlauten. Er legte solchen Bemerkungen keinen weiteren Wert bei und rechnete sie zu den übrigen Launen der schönen Frau, deren Stimmung gegen ihn selbst auch so plötzlich und grundlos umgeschlagen hatte. Mit welcher Hingebung und Innigkeit hatte sie nicht für den Schwiegersohn gesorgt, solange sein Leben in Gefahr war, und nun, da man ihn gerettet wußte, kehrte der alte Widerspruch gegen Imogens Gatten mit verdoppelter Kraft zurück, und so tief auch seine eigene Abneigung gegen Bethune wurzelte, haßte er doch jede Ungerechtigkeit und hatte kein Herz für die grillenhaften Ab- und Zuneigungen seiner Cousine, der er freilich damit in diesem besonderen Fall unrecht that.

Sobald er sich nicht mehr nötig fühlte, kehrte er nach England zurück, wo die Ernte und andere Gutsangelegenheiten seine Gegenwart wünschenswert machten.

„Leb wohl, John,“ sagte Imogen, seine Hand warm umfassend, „ich brauche dir nicht zu sagen, welch ein Trost deine Anwesenheit uns war, kein Bruder hätte uns mehr sein können,

und Mama war tief gerührt über dein Kommen, das kein zufälliges war, das weiß ich."

„Damit bin ich reich belohnt," sagte er leise. „Du weißt, was ich dir einst gesagt habe. Es gibt Leute, die ... nun die eben zu sonst nichts gut sind. Wenn du mich wieder brauchen kannst, so schreib mir — ich ginge ans Ende der Welt, wenn dir damit was zuliebe geschähe, Imogen."

Imogen gegenüber beherrschte sich Lady Craven vollkommen und ließ auch nie ein Wort über die Vorgänge jener Fiebernacht verlauten. Horace begegnete sie, nun da er der Genesung entgegen ging, mit Kühle, was aber nicht auffiel, da dies auch vor der Krankheit häufig der Fall gewesen war, und in einer Hinsicht war ihr Verhalten gegen ihn zu Imogens unsäglicher Wonne gänzlich verwandelt. Gewohnt, jede Entschließung selbständig und rasch zu treffen, gab Lady Craven auch jetzt noch zuweilen eine Meinung kund, die von der seinigen abwich, was er freilich jetzt mit weniger Selbstvertrauen als früher aussprach, gerade als ob er seine eigene Schwachheit erkannt und ermessen hätte und zu der Ueberzeugung gelangt wäre, daß sein Urteil nicht ausschlaggebend sei. Ihrerseits aber setzte Lady Craven gar nichts mehr daran, den Sieg davonzutragen, sie gab keine gereizten Antworten und legte ihre Mißbilligung höchstens durch ein schweigendes Verlassen des Zimmers an den Tag oder auch wandte sie sich, Gewitterwolken auf der Stirne, ganz John Darville zu, lenkte das Gespräch auf ein anderes Gebiet und machte ihn zu dessen Mittelpunkt. So war diese Zeit der Genesung verhältnismäßig friedlich für Imogen, allerdings war ihres Mannes Stimmung gedrückter als je, aber das war ja bei der Erschöpfung seiner Kräfte durch die lange Krankheit nur natürlich.

Eines Tages — es war in der letzten Woche ihres Aufenthalts in Brüssel — erhielt Horace Bethune mit der englischen Post einen Brief. Dieser kam von einem Kameraden und sollte durchaus kein Geheimnis sein, denn er enthielt eine liebenswürdige Botschaft für Mrs. Bethune, die der Oberst pflichtschuldigst übermittelte. Das war aber nicht alles; der Brief, so viel war klar, mußte eine Nachricht enthalten, die Bethune im Innersten bewegte, und seine Frau beobachtete im stillen und ohne des Rätsels Lösung zu finden, den Uebergang von schweigender Teilnahmslosigkeit zu großer Reizbarkeit, von vollständiger Gleichgültigkeit gegen den Plan der Rückkehr nach England bis zu fieberhafter Ungeduld, die Abreise zu beschleunigen. Lady

Craven wunderte sich nicht. Dieselbe Post hatte ihr einen Brief von Lady Stylton gebracht, der folgende Stelle enthielt:

„Der greuliche alte Geizhals, Poyntz, ist gestorben. Es heißt, daß er und seine Frau im letzten Jahr sehr schlecht miteinander gelebt hätten, obgleich man nicht recht einsieht, weshalb sie, nachdem die Ursache des Zanks beseitigt und sicher untergebracht war, nicht miteinander zurecht kommen konnten. Sicher ist, daß sie, nachdem ein Gewisser sie verlassen hatte, keine andre Liebschaft gehabt hat, und vielleicht ist dies der Grund, daß der alte Poyntz sein Testament nicht abgeändert hat, wie jedermann erwartete. Sir Charles Pole behauptet, die Witwe stelle sich auf eine halbe Million, aber Sir Charles lügt bekanntlich, jedenfalls aber hat sie große Mittel. Gott! Ist das ein Fund für irgend einen armen Ritter! Die Leute zerbrechen sich schon die Köpfe, wer der Glückliche sein wird, man sagt aber, daß sie erklärt habe, nach Rußland oder Polen überzusiedeln. Allerdings hat man sie in London in letzter Zeit ziemlich fallen lassen — Ihr Beispiel, Lady Craven, war maßgebend für viele, erinnern Sie sich noch, wie Sie mir vor drei Jahren nicht erlaubten, Ihnen die Dame vorzustellen?"

Wenn eine so gottesfürchtige Dame fluchen könnte, nicht mit Worten natürlich, aber im innersten Herzen, so hätte Lady Craven nach Empfang dieses Briefes ihrem Geschick geflucht.

O! Weshalb war sie so hastig gewesen? Hätte sie zugewartet, so wäre alles Unheil abgewendet worden — dieser Gedanke war um wahnsinnig zu werden! Er hatte diese Frau stets geliebt, er liebte sie noch und nur Lady Cravens Schuld war es, daß Imogen geopfert worden war. Jetzt hätte er seiner Neigung folgen und gleichzeitig seinen Vorteil wahren können — hätte er sich noch vor dem Altar von Imogen losgesagt, wie weit besser wäre es gewesen, als ihr angehören, dieweil sein Herz an einer andern hing!

Sie fuhren langsam in kurzen Tagreisen nach England und der Verwundete litt nicht sehr unter der Mühsal dieser Reise, wenn er sie auch keineswegs klaglos trug. Er hatte jetzt weit weniger Geduld als zur Zeit der Gefahr — offenbar waren seine Nerven sehr angegriffen — und die Anwandlungen trostloser Niedergeschlagenheit stellten sich immer häufiger ein. Die Freunde schrieben diese der Angst zu, nicht wieder zum Dienst tauglich zu werden, was in der That für ihn, der mit jeder Faser seines Wesens an seinem Beruf hing,

entsetzlich gewesen wäre. Je weiter der Winter vorschritt und je langsamer seine völlige Wiederherstellung von statten ging, desto häufiger wurde diese Befürchtung ausgesprochen, wenn auch nie in seiner Gegenwart, und er selbst sprach zuversichtlich von der Zeit, wo seine Kräfte wieder völlig zurückgekehrt sein und keine Schmerzen ihn mehr abhalten werden, zu Pferd zu steigen. Aber er äußerte diese Zukunftshoffnungen mit einer Erregtheit, die sonst ganz und gar nicht in seiner Natur lag, jetzt aber nicht mehr von ihm wich.

Jedermann mußte das inne werden, aber niemand, außer vielleicht Lady Craven, ahnte die wahre Ursache dieser Erscheinungen. Seinen Freunden und der Dienerschaft gegenüber übte er gar wenig Selbstbeherrschung, geriet leicht in Zorn und war dann nicht sonderlich wählerisch in seinen Ausdrücken, und die einzige, auf die er allezeit Rücksicht nahm, war seine Frau. Er legte nirgends eine leidenschaftliche Zuneigung an den Tag, aber er begegnete ihr nur gut und freundlich, fast demütig; seiner Schwiegermutter ging er so viel als thunlich aus dem Weg. Sie waren nach der Ankunft alle in der Wimpolestraße abgestiegen, das hatte sich ja nicht vermeiden lassen, aber schon nach wenigen Tagen hatte er seine Absicht ausgesprochen, eine eigene Wohnung zu nehmen — ein Freund habe schon etwas Geeignetes für ihn ausfindig gemacht. Er fuhr eines Morgens allein in einer Mietkutsche aus und kehrte erst nach zwei Stunden zurück. Die möblierten Zimmer, die er gesehen, hatten seinen Beifall, sie waren geräumig, passend, nahe bei seinem Klub, günstig gelegen für die Freunde, die zu allen Tageszeiten dort vorsprechen konnten, kurz er war entschlossen, sie zu mieten, und Lady Craven war zu stolz, Einsprache zu erheben.

Von da an fuhr er während des übrigen Aufenthaltes in der Wimpolestraße täglich aus und zwar allein. Gehen oder selbst kutschieren konnte er nicht, aber sein Diener fuhr ihn in seinem Stanhope und diese Ausfahrten bekamen ihm sichtlich gut.

Wenn Lady Craven ihrem Schwiegersohn gegenüber geschwiegen hatte, so sprach sie sich dafür bei Imogen um so unverhohlener aus, und bat sie dringend, auf dem Verbleib in der mütterlichen Wohnung zu bestehen.

„Das wäre sehr selbstsüchtig,“ erwiderte die junge Frau, „denn alle Vorteile wären dabei auf meiner Seite.“

„Selbstsüchtig? Sein Wunsch, dich von mir wegzunehmen, ist es. Rücksicht auf mich erwarte ich ja nicht mehr, obwohl nach

dem, was ich für ihn gethan habe. . . . Ach mein Engelskind, du wirst das alles einsehen, wenn es zu spät ist!"

„Liebste Mama, ich werde dich ja täglich sehen . . . und ich werde in der schlechtesten Wohnung glücklich sein, wenn ich sehe, daß Horace wieder mehr Lebensmut gewinnt, als hier, wo er so viel sich selbst überlassen und allein ist."

„Allein? Hat er nicht dich? Habe ich ihm nicht Erlaubnis gegeben, zu Tisch zu bitten, wen er will?"

„Das ist doch anders, als wenn er in der Nähe seiner Freunde selbständig wohnt und sie bei sich sehen oder besuchen kann, wie er will. Daß er keine Beschäftigung hat, macht ihn ruhelos, und ich glaube, er bedarf fortgesetzter Zerstreuung, um nicht immer über seinen Zustand nachzudenken."

Die Mutter warf einen raschen Blick auf sie; nein, Imogen hegte nicht den leisesten Verdacht.

„Dein Mann hat seit unsrer Rückkehr Zeit gefunden, auch von hier aus Freunde zu besuchen, dächte ich mir. Wie dem auch sei . . . lassen wir die Sache beruhen, und ich will wünschen, daß du nie bereuen mögest, mein Haus verlassen zu haben."

Imogen schwieg.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Mrs. Bagot ließ bei einem Besuch, den sie an diesem Nachmittage Lady Craven abstattete, nach dem sie längere Zeit auf den Busch geklopft hatte, die Bemerkung fallen: „Ich nehme an, daß Sie Grund haben, nach jeder Hinsicht mit der Heirat unsrer süßen Imogen zufrieden zu sein, liebe Lady Craven?"

„Wie kommen Sie zu der Frage?" gab ihr Lady Craven mit Schärfe zurück.

„O, das ist ja ganz natürlich — der Oberst hat doch früher ein so völlig andres Leben geführt, daß die Welt ihn sich nicht recht als biederen Ehemann vorzustellen vermag."

„Und, bitte, wie stellt die Welt ihn sich vor?"

„Ach, meine Liebe, es wird ja so vieles geredet, was nicht wahr ist, und ich wiederhole grundsätzlich nicht, was ich nicht aus ganz guter Quelle habe."

„Sie würden mich aber wirklich verbinden —"

„Nun, es heißt, daß seit seiner Rückkehr sein Stanhope fortwährend vor dem Hause jener greulichen Person — Sie wissen ja, wen ich meine — zu sehen ist. Das mag ja übertrieben sein, aber ganz sicher ist, daß eine Freundin von mir ihn zweimal dort gesehen hat. Jetzt, da ihr Mann tot ist und ihr all sein Geld hinterlassen hat, kann sie ja thun, was sie mag, und das ist außer Zweifel, daß er der einzige ist, an dem sie wirklich hing, und daß sie eine gefährliche Frau ist, wissen Sie selbst."

Lady Craven verschluckte die Worte, die sich ihr auf die Lippen drängten, und versetzte mit vollkommener Ruhe: „Ich danke Ihnen. Es ist ganz heilsam, zu wissen, was die Welt sagt, und ich werde meinen Schwiegersohn davon unterrichten. Er ist ohne Zweifel Herr seines Thuns, und weshalb er nicht zuweilen eine alte Bekannte aufsuchen sollte, wüßte ich nicht zu sagen. Jedenfalls ist es gut, er erfährt, was Sie mir mitteilten, die Welt hat so große Lust, Schlimmes vorauszusetzen."

„Ums Himmels willen, nennen Sie meinen Namen nicht! Nur auf Ihre dringende Bitte habe ich gesprochen — und . . ."

„Sie führten die Aussage einer Freundin an, das genügt. Ich werde den Oberst warnen, und wenn er es für angemessen hält, wird er vorsichtiger sein. Meine Tochter vertraut ihrem Gatten rückhaltlos — bitte, sagen Sie das Ihrer Freundin."

Aber trotz aller zur Schau getragenen Tapferkeit schmerzte die Wunde sehr. War es schon dahin gekommen? Bemitleidete man ihr Kind, noch ehe ein Jahr um war, als verlassene Gattin? Wie lang konnte die Täuschung anhalten und was hatte sie durchzumachen, sobald ihr holder Wahn zerriß!

Sie hatte Mrs. Bagot erklärt, daß sie mit Bethune sprechen wolle, aber erst als sie sich mit ihm allein im Zimmer befand, faßte sie diesen Gedanken ernstlich ins Auge. Am nächsten Tag wollte er in die eigne Wohnung übersiedeln — verzweifelte Fälle heischen verzweifelte Mittel. Möglich, daß sie lange nicht in die Lage kommen würde, mit ihm allein zu sein, also, rasch entschlossen!

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen, Horace," begann sie, als er eben, die Zeitung in der Hand, der Thüre zuschritt. „Wollen Sie sich nicht setzen und mir ein paar Minuten zuhören?"

„Gewiß."

„Sie sind zu sehr Kavalier, um zu wünschen, daß ein Skandal sich an Ihren Namen knüpft, und ich glaube, daß Sie Ihrer Frau Schmerz und Demütigung ersparen möchten, aber

es ist mir heute zu Ohren gekommen, daß böse Zungen sich mit Ihnen beschäftigen ... o bitte ... hören Sie mich zu Ende ... ich stelle keine Fragen ... und spreche keine Vermutungen aus. Was ich weiß, weiß ich, und mehr zu vermuten, habe ich kein Verlangen. Es genügt zu wissen, daß Sie einst auf vertrautem Fuß mit einer Frau standen, deren Gatte Ihnen das Haus verbot. Nun ist der Mann tot, und Sie sind verheiratet — wie unverantwortlich jene Frau sich dabei betrug, können Sie schwerlich vergessen haben — ist es da in den Augen der Welt, der Welt, die nur nach dem Schein urteilen kann, zu rechtfertigen, ist es vor allem Imogen gegenüber zu rechtfertigen, wenn Sie das Haus dieser Frau beständig besuchen?"

Er war bis an die Haarwurzeln errötet und dann sehr bleich geworden.

„Ehe ich Ihnen antworte, eine Frage: weiß Imogen, daß Sie mit mir über diese Sache sprechen?"

„Sie weiß gar nichts davon."

„Und ich dulde einen Eingriff in meine persönliche Freiheit von niemand, als von meiner Frau! Was die Welt sagt, ist mir vollkommen gleichgültig, und wenn Sie mir sagen, Sie sind zu sehr Kavalier, so erwidere ich Ihnen: Sie sind zu sehr Dame, um mich von Spionen bewachen zu lassen, aber Sie sind nicht unzugänglich für Klatsch, und Klatsch, Lady Craven, hat sich noch nie streng an die Wahrheit gehalten."

„Soll ich das dahin verstehen, daß Sie Ihren Verkehr bei Mrs. Poyntz leugnen?"

„Ich leugne nichts und ich gebe nichts zu — ich bleibe dabei, daß ich für mein Thun und Lassen niemand verantwortlich bin als meiner Frau; stellt sie mich zur Rede, so werde ich ihr zu antworten wissen. Vorderhand habe ich Grund anzunehmen, daß sie mit mir zufrieden ist — alles übrige berührt mich nicht."

„Einigermaßen sollte es Sie doch berühren, ob ich, die Mutter, zufrieden bin oder nicht," versetzte Lady Craven mit ihrer alten Heftigkeit. „Obwohl ich es nicht sein sollte, die Sie daran erinnert: Sie sind mir sehr verpflichtet und wie lohnen Sie mir meine Hilfe? Sie reißen mich los von meinem Kind und Sie verbittern mir das Leben durch den Verdacht, nein durch die Gewißheit, daß jener alte Zauber Sie wieder gefangen hält. Wie können Sie wagen, Ihrer Frau den Schimpf anzuthun, vertraute Beziehungen zu einer Person zu erneuern, die sich bis zu einer Fälschung erniedrigt hat, um Ihre Heirat zu hintertreiben?"

Er fuhr auf, stieß einen Fluch zwischen den Zähnen hervor und lehnte, den Kopf zwischen den Händen und mit dem Fuß stampfend, am Kamin.

„Lady Craven, Sie könnten einen Heiligen zum Rasen bringen, und ich bin weit entfernt, ein solcher zu sein. Sie maßen sich Rechte an, die Ihnen nicht zustehen. Mrs. Poyntz hat damals unverantwortlich gehandelt, und es sei fern von mir, sie in Schutz zu nehmen, aber sollen wir ein Unrecht nie vergeben können? Das wäre schlimm für mich! Sie hat ihre Handlungsweise bitter bereut und sie ist mir eine treue Freundin geblieben, die einzige, die sich etwas aus mir macht, und diejenige, an der ich trotz all ihrer Fehler am meisten hänge, und allen bösen Zungen zum Trotz werde ich sie besuchen, wo und wann ich will!“

„Auch wenn Sie wüßten, daß es Ihrer Frau Pein bereitet?“

„Imogen ist keine leidenschaftliche, eifersüchtige Frau.“

„Sie halten sie für kalt? Gleichgültig? O wie wenig verstehen Sie mein Kind!“

„Im Gegenteil, wir verstehen einander vortrefflich. Sie ist liebenswürdig und verständig und fordert nichts Unmögliches. Sie aber,“ er richtete sein blasses Gesicht in die Höhe und sah Lady Craven zornig in die Augen, „Sie verlangen zu viel. Wollte Gott, daß ich vergessen könnte, was ich Ihnen schulde — leider steht es mir Tag und Nacht vor der Seele. Ich bin nicht undankbar, aber Ihr Sklave kann ich nicht sein und mein Weib soll es nicht sein.“

„Wenn Sie von mir verlangen, daß ich blind sein soll und klaglos mitansehen, wie mein armes Kind vernachlässigt und verhöhnt wird einer ehrlosen —“

„Halten Sie ein!“ schrie er. „Sprechen Sie nicht Worte aus, die zu vergeben mir schwer werden könnte — der Name jener Dame darf in meiner Gegenwart nur mit Achtung genannt werden! Es ist gut, daß wir so wie so Ihr Haus morgen verlassen — ich möchte die Last meiner Verpflichtungen gegen Sie in keiner Weise vermehren.“

So war die Kluft nur erweitert, die unglückliche Mutter hatte Schaden gestiftet, wo sie Gutes hatte wirken wollen, und das Verhältnis zu ihrem Schwiegersohn wurde von diesem Tag an noch gespannter als zuvor. Er machte von Zeit zu Zeit mit Imogen einen Besuch in der Wimpolestraße, aber eine Einladung zu Tisch nahm er nie an; wenn er auswärts speiste, was aber nicht allzu häufig geschah, fuhr Imogen zu ihrer

Mutter und verbrachte den Abend dort, ohne Trost und Heiterkeit zu finden.

Mancherlei Sorgen lasteten auf dem Gemüt der jungen Frau; in erster Linie die um ihres Mannes Gesundheit, die sich bis jetzt, es war um Weihnachten, noch nicht in erhoffter Weise gebessert hatte. Er war allerdings im stand, eine gewisse Strecke zu gehen, aber nie ohne Schmerzen, und von Reiten war keine Rede. Mehr und mehr griff, das wußte sie, so wenig er darüber sprach, die Angst in ihm Platz, daß er seinen Abschied werde nehmen müssen, und diesem Gedanken schrieb sie die Ungleichheit seiner Stimmung zu.

Wenigstens wollte sie darin deren Grund suchen, aber sie war sich bewußt, Anlaß zu noch größerer Sorge zu haben. Sie war jetzt ein Jahr verheiratet, und ihr Gatte war ihr nie anders als gütig und rücksichtsvoll begegnet, aber trotzdem sie den Mann ihrer Liebe ihr eigen nannte, hatten sich ihre Träume vom ehelichen Glück nur sehr mangelhaft erfüllt, denn daß sie ihm nicht nötig und daß er innerlich nicht glücklich war, das mußte sie sich trotz aller Versuche einer Selbsttäuschung eingestehen. Von einer Erneuerung seiner Beziehungen zu Mrs. Poyntz hatte sie keine Ahnung, bis Horace, nachdem sie ihre eigene Wohnung bezogen hatten, eines Tages sagte: „Ich möchte, daß du heut bei einer alten Freundin von mir einen Besuch machtest. Du hast doch nichts dagegen einzuwenden?"

„Gewiß nicht, Horace. ... Von wem sprichst du?"

„Von Mrs. Poyntz."

Sie blickte rasch auf und ihre Wangen glühten.

„Weshalb willst du, daß ich sie kennen lerne? Wir werden uns nie verstehen."

„Es ist ihr Wunsch und sie legt ganz besondern Wert darauf."

„Du hast sie demnach kürzlich gesprochen?"

„Gestern. Sie ist sehr gespannt darauf, dich zu sehen."

„Gespannt? O Horace, was sollte ich ihr denn sagen? Hast du vergessen, was für einen Brief sie mir geschickt hat?"

„Nein ... das ist nicht zu entschuldigen, Imogen, aber ich wünsche, daß du Großmut übest und eine Handlung zu vergessen oder wenigstens zu vergeben suchst, in der du nichts erblicken darfst als den Unverstand eines heißblütigen, eifersüchtigen Weibes, das sich dessen von Herzen schämt."

„Ich will ihr ja gerne vergeben ... aber daß wir uns persönlich begegnen, ist doch sicher nicht nötig? Weshalb willst du es nur haben?"

„Das will ich dir sagen — ich bin nicht gesonnen, eine alte Freundin fallen zu lassen, weil sie einmal etwas Unsinniges gethan hat, und wenn du nicht mit ihr verkehrst, wird die liebe Welt daran Anstoß nehmen. Sie hat ja immer etwas auszusetzen, wenn ein verheirateter Mann bei einer Dame verkehrt, die seine Frau nicht bei sich sieht."

„Ich glaubte —" sie hielt inne.

„Was glaubtest du?"

„Daß Mrs. Poyntz nach ihres Mannes Tod in ihre Heimat zurückkehren würde."

„Daran denkt sie auch noch — ab und zu ist davon die Rede."

Ein Stillschweigen trat ein, dann sagte Imogen langsam: „Dein Wille ist mein Gesetz. Wie schwer es mir auch wird, ich kann dir nichts abschlagen, aber ... es wäre besser, wenn meine Mutter von diesem Besuch nichts erführe."

„Das kannst du halten, wie du willst," erwiderte er ruhig. „Ich dächte, sie müßte einsehen, daß sie dir deinen Umgang nicht mehr vorschreiben kann. Willst du jetzt deinen Hut aufsetzen? Der Wagen wird gleich da sein."

Wie in einem Traum stieg sie die Treppe nach ihrem Schlafzimmer hinauf. Wenn man ihr eine Stunde vorher gesagt hätte, daß ihr Mann dieses Opfer fordern würde, sie hätte die Möglichkeit mit Entrüstung von sich gewiesen.

Wie sollte sie dieser Frau gegenübertreten?

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Mrs. Poyntz' Haus in Park Lane war groß und im Geschmack der Zeit reich und prächtig eingerichtet; durch das dritte Empfangszimmer gelangte man in ein kleines Boudoir mit zierlichen Möbeln von blauem Atlas, der mit Blumenranken und Amoretten bemalt war; in den Ecken standen Glasschränkchen mit kostbaren Sèvres- und Worcester-Porzellanfiguren; ein Wandschirm mit Gilrays Karikaturen, ein Mosaiktisch und eine große Anzahl wertvoller Miniaturen, die auf dem Kaminsims ihren Platz hatten, bildeten des Weiteren einen künstlerischen Schmuck.

In diesem lauschigen Raume harrte die Dame des ihr zugesagten Besuchs mit Ungeduld; sie war selbstverständlich in

tiefer Trauer, trug jedoch nicht die eigentliche Witwentracht, eine Abweichung vom Herkommen, die in jenen Tagen mehr auffiel, als in unserer Zeit der freien Selbstbestimmung. Zweifellos war der schwarze Gazeschleier, der leicht um das beinahe flachsblonde Haar geschlungen war, weit kleidsamer als die blauweiße Kreppbaube, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts vorschriftsmäßig zwei Jahre lang das Haupt der ihres Herrn und Gebieters beraubten Frau bekrönen und gefangen halten sollte. Als Ausländerin nahm sie sich die Freiheit, in diesem Punkt von der Sitte ihres zweiten Vaterlandes, das sie nie ganz als das ihrige betrachtet hatte, abzuweichen. Das Gerücht, daß sie daran denke, dies Land zu verlassen, in dem sie trotz allen Glanzes, der sie umgab, die gesellschaftliche Stellung, nach der sie gestrebt, nicht hatte erlangen können, entbehrte keineswegs der Begründung. Nur eines war es, was sie noch hier fest hielt, es schien ihr aber zweckdienlich, heute ihren Entschluß zur Abreise mitzuteilen, gerade wie sie es bisher für das Richtige gehalten hatte, bei Horace Bethune ganz darüber zu schweigen.

Das kluge, sinnliche Gesicht, das so weit mehr reizvoll als eigentlich schön zu nennen war und vielen eben so abstoßend erschien, als andern fesselnd, spiegelte die innere Erregung wider, die ihr ganzes Wesen durchglühte. Ob er seine Frau bringen würde oder nicht? Ob sie die Genugthuung erleben würde, dies unbedeutende Geschöpf, an das er sich verkauft hatte und dessen Mutter sie mit solcher Verachtung behandelte, zu ihren Füßen zu erblicken? Eifersüchtig war Nadine Poyntz längst nicht mehr; daß er sie sofort nach seiner Rückkehr von Brüssel aufgesucht hatte und seither täglich kam, bewies zur Genüge, wie wenig sie diese Nebenbuhlerin zu fürchten hatte.

Wenn er jetzt noch nicht wieder zu ihrem Liebhaber geworden war, so beruhte das nur auf ihrer gründlichen Kenntnis der männlichen Natur und ihrer Klugheit, die sie ein allzurasches Vorgehen auf diesem Gebiet hatte vermeiden lassen, nicht aber auf seiner Gewissenhaftigkeit als Ehemann. Sie hatte alles aufgeboten, ihm das Versprechen abzulocken, Imogen zu ihr zu bringen, und er hatte ihr zuletzt, wenn auch widerstrebend, zugesagt, den Versuch zu machen.

„Bedenken Sie doch, wie es mir in den Augen der Welt schaden muß,“ hatte sie hervorgehoben, „wenn Sie, der einst so vertraulich in unsrem Haus verkehrte, mich nicht mit Ihrer Frau bekannt machen.“

Aber nicht die Rücksicht auf das Urteil der Welt, nicht

die Genugthuung, Lady Cravens Tochter ihre Schwelle überschreiten zu sehen, ließen sie diesen Besuch mit solcher Ungeduld erwarten, sondern das Vorgefühl, daß der Vergleich zwischen ihr und diesem ‚Hühnchen', diesem Kind, ein Vergleich, der ihm ja aufgedrängt wurde, wenn er sie beide beisammen sah, zu ihren Gunsten ausfallen würde.

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, sich einer einsamen Frau zu erbarmen und zu ihr zu kommen," sagte Mrs. Poyntz, als sie gesenkten Blickes auf die Eintretende zuschritt. „Es war mir wirklich Bedürfnis, Ihnen einmal die Hand zu drücken, ehe ich das frostige England für immer verlasse."

Imogen stammelte eine Erwiderung, während sie sich auf dem kleinen blauen Sofa niederließ; sie war blaß und wenig vorteilhaft gekleidet und das Unbehagliche ihrer Lage ließ sie ungeschickt erscheinen. Horace machte im stillen die Bemerkung, daß seine Frau noch nie so wenig hübsch ausgesehen habe. Mrs. Poyntz dagegen nahm sich in dem reichen faltigen Trauergewand mit der wohlberechneten Mischung von Würde und Demut in ihren sonst so herausfordernden Zügen ungemein gut aus.

„Sie sprechen vom Verlassen Englands, als ob dies eine ausgemachte Sache wäre," sagte Bethune, „aber Sie werden es nicht so leicht finden, den Staub Englands von Ihren Füßen zu schütteln, gnädige Frau."

„Meinen Sie?" versetzte sie mit wehmütigem Lächeln. „Das hängt ganz davon ab, wie viel Staub an einem hängt . . . ich habe herzlich wenig abzuschütteln. Hier braucht mich niemand und ich werde mich jedenfalls in der Heimat glücklicher fühlen . . . glauben Sie das nicht auch, Mrs. Bethune? Es ist ganz gewiß Ihre Ansicht."

Imogen war bestürzt — was sollte sie erwidern? Ihr Mann kam ihr zu Hilfe.

„Ich will damit nur sagen, daß hier noch recht viel Geschäftliches abzuwickeln ist — das Haus und die Einrichtung müssen doch verkauft sein, ehe Sie weggehen."

„Ach, das Haus habe ich heute früh verkauft."

„Verkauft!" rief er mit solcher Bestürzung, daß Imogen zusammenzuckte.

„Ja, und ich glaube, daß die Einrichtung in Bausch und Bogen nach dem Anschlag übernommen wird," fuhr sie ruhig und gelassen fort, als ob nur das Geschäftliche an der Sache ihr wichtig sei. „Mein Anwalt meint, ich hätte Glück."

„Ein Haus in Park Lane muß immer leicht verkäuf-

lich sein, denke ich mir," bemerkte Imogen, nur um etwas zu sagen.

Mr. Poyntz widmete ihrer Bemerkung eine schmeichelhafte Aufmerksamkeit, sah sie nachdenklich an und schwieg eine ganze Weile, aber dies Schweigen sagte sehr deutlich: „Armes Ding! Mit solch geistreichen Einfällen glaubst du einen Mann wie diesen fesseln zu können?"

„So höre ich," gab sie sanft zurück. „Sowohl ein Whig- wie ein Tory-Lord wollten es haben, die Tories sind aber gegenwärtig auf jedem Gebiet siegreich. Kennen Sie einen Lord St. Andrews? Er hat das Haus gekauft."

Imogen kannte ihn nicht. Bethune warf hin: „Ein bekannter Geizhals. Weshalb haben Sie," er war im Begriff zu sagen, „mich nicht benachrichtigt," aber er verbesserte sich und fuhr fort, „es nicht in weiteren Kreisen bekannt werden lassen, daß Sie an den Verkauf denken?"

„Meine Entschlüsse kommen alle so plötzlich," erwiderte sie. „Sie sind gewiß nicht so impulsiv, Mrs. Bethune? Nein . . . freuen Sie sich dessen. Naturen wie die meinige thun im Drang des Augenblicks so häufig Dinge, die sie später bereuen müssen."

Es war nicht mißzuverstehen, worauf sie anspielte. Eine heilige Magdalena konnte nicht bußfertiger dreinschauen.

„Wir alle sollten, dächt' ich unser ganzes Leben der Reue widmen," stammelte Imogen.

„O nein! Menschen mit kühlem Blut und besonnenem Sinn, die sich nicht durch Leidenschaften irreführen lassen, können nicht viel zu bereuen haben. Die englischen Frauen sind so klug und führen im sichern Besitz der Liebe des Mannes ein ruhiges Leben."

Imogen errötete unwillkürlich; Bethune stand auf und sah zum Fenster hinaus.

„Da gehen Lord und Lady Ilminster," sagte er mit einem kurzen Auflachen, „und führen ihren ehelichen Ritt aus wie seit zwanzig Jahren jeden Tag — eine vortreffliche Randzeichnung zu Ihrem Ausspruch."

„Ja, sie läßt ihn nie aus den Augen . . . vermutlich denkt sie, daß man keinem Mann trauen kann, wenn man ihn ohne Aufsicht läßt."

„Danach wären die englischen Frauen der Liebe ihrer Männer doch nicht so sicher," wagte die junge Frau mit leiser, zitternder Stimme zu äußern.

„Ach, in der Regel heiratet man hier aus Liebe, und da

gibt es Männer, die treu bleiben. Solche wie Lord Ilminster freilich, die berüchtigte Lebemänner waren und dann eine Geldheirat machen, die wird man, fürchte ich, beaufsichtigen müssen."

Bethune trat ins Nebenzimmer und beugte sich über ein Glas mit Goldfischen.

„Eifersucht kann ich begreifen, denn ich habe sie kennen gelernt," sagte Imogen und sah ihrer Gegnerin mit mehr Mut, als sie sich zugetraut hätte, ins Gesicht. „Aber jemand ‚beaufsichtigen', das scheint mir für beide Teile entwürdigend."

„Wie wahr! Wie schön gesagt! Was Sie für ein vertrauensvolles süßes Wesen sind, Mrs. Bethune! Freilich, Sie haben nicht meine Erfahrung mit Männern — möge sie Ihnen erspart bleiben!" Sie sprach jetzt ganz leise. „Ich werde oft und viel an Sie denken in der Einsamkeit meiner russischen Steppe und mich freuen, daß meine schuldvolle Thorheit vom vorigen Jahr Ihr Glück nicht geschädigt hat. Ich war damals wahnsinnig vor Kummer — das ist meine einzige Entschuldigung. Haben Sie mir vergeben?"

„O bitte, sprechen Sie nicht davon! Lassen Sie es vergessen sein."

„Ich wollte, ich könnte vergessen — aber ich kann nicht —" es blitzte wild auf in den blauen Augen. — „Sie sehen, ich bin halb und halb eine Wilde — Grattez le Russe — Sie wissen ja. Oberst," rief sie Horace im Nebenzimmer zu, „quälen Sie mir diese armen Goldfische nicht! Das ist ein höchst tugendsames Ehepaar, das sich mit frischem Wasser und seiner gegenseitigen Gesellschaft begnügt ... ich bin überzeugt, Sie bringen ihnen allerhand Schlechtigkeiten bei!"

„Das Gold verdirbt uns, nie umgekehrt," sagte Horace lachend und kam wieder herein.

„Ich sehe mit Bedauern, daß Sie immer noch bedeutend hinken. Wie schade! ... Ich habe ganz vergessen zu fragen, wie es Ihnen heute geht."

„Nicht besser ... der Himmel weiß, wann es mir besser gehen wird."

„Dürfen Sie nicht an der Parade teilnehmen, am achtzehnten? Es sollen ja, wie ich höre, die in Waterloo erbeuteten Adler feierlich in Whitehall niedergelegt werden."

„Nein ... der Teufel hole es! Ich kann weder reiten noch marschieren."

„Nicht? ... Wie schade!" Sie hatte sich den Ausruf angewöhnt, wo sie Teilnahme zeigen oder solche lächerlich

machen wollte. „Mrs. Bethune oder Lady Craven müssen ihren Einfluß beim Herzog aufbieten, Ihnen irgend einen nützlichen Ruheposten zu verschaffen. Derartige Vergünstigungen erhält man bekanntlich am ehesten durch Frauen.“

„Wenn meine Leistungen mir nicht Gunst erwerben,“ versetzte er mit einer Gereiztheit, die zur Genüge bewies, daß sie ihren Zweck erreicht hatte, „so hoffe ich auf keines Menschen ‚Einfluß‘ und ich würde es mir verbitten, daß irgend jemand mir ‚Vergünstigungen‘ herausschlagen wollte, falls ich gezwungen bin, meinen Abschied zu nehmen.“

„Groß gesagt! Man macht Sie dann einfach irgendwo zum Kaserneninspektor, das ist die Art und Weise, in der man Leistungen wie die Ihrigen belohnt, wenn kein ‚Einfluß‘ geltend gemacht wird. Wie werden Sie die ungestörte Ruhe eines — sagen wir irischen — Landstädtchens genießen, nach Ihrem wilden Londoner Leben!“ Sie lachte leise und wandte sich dann mit dem Ausdruck höchsten Ernstes an Imogen: „Ich würde Ihnen nicht raten, ihn den Versuch machen zu lassen, und es wird besser sein, Sie führen trotz seines Widerspruchs all Ihre weiblichen Künste ins Feld, um eine befriedigende Stellung für ihn herauszuschlagen.“

„Ich verfüge über keine weiblichen Künste,“ sagte die junge Frau mit einem traurigen Kopfschütteln, „und wenn ich sie besäße, wüßte ich sie nicht zu gebrauchen.“

Wieder sah Mrs. Poyntz sie mit wahrem Erbarmen an.

„Aber Ihre Mutter? Lady Craven, die schöne, geistvolle Frau, wird für ihren Schwiegersohn erlangen, was sie will.“

„Ich will ganz und gar nicht, daß Lady Craven sich mit meinen Angelegenheiten bemüht,“ unterbrach Horace sie rasch. „Ich habe mir das in aller Form verbeten.“

„Wie schade! Stolz, der auch von den ihm liebsten Menschen keine Hilfe annehmen will, ist ein Laster. Uebrigens, Mrs. Bethune, wie konnten Sie Ihr gemütliches Haus aufgeben, um sich in eine Mietwohnung sperren zu lassen?“

„Meiner Mutter Haus ist nicht das unsre.“

„Wirklich? Ich hatte doch gehört, Sie würden immer zusammen leben — ein ganz ideales Terzett, wie man es in England so selten findet —“

„Da haben Sie sich getäuscht,“ warf Bethune trocken ein.

„Wie schade! Ich hatte mir das so entzückend gedacht . . . hoffentlich sind Sie kein Brummbär geworden? Mrs. Bethune,

das dürften Sie ja nicht aufkommen lassen! Spielen Sie ihm des Abends vor? Ich hörte so viel von Ihrer Kunst."

„Seit ich verheiratet bin, habe ich fast gar nicht gespielt."

„Wie schade! Die Musik ist so ein prächtiger Ersatz für Unterhaltung ... und der Oberst pflegte für Musik zu schwärmen."

„Der Oberst," sagte Imogen mit einem erzwungenen Lächeln, „scheint noch lieber in seinem Lehnstuhl einzunicken."

„Was meine Frau spielt, ist ein wenig zu hoch für mich — das ist die Sache."

„Dann muß sein Geschmack gebildet werden, Mrs. Bethune! Ich fürchte, er hat allzuviel mit solch halbgebildeten Wesen, wie ich eines bin, verkehrt — Lady Craven und Sie müssen seine Neigungen veredeln. Lady Craven hat ja so viel Geschmack ... ich höre, sie erfindet all Ihre Toiletten? Ist dieser süße Hut auch ihr Werk?"

„Ja," stammelte Imogen. „Mama hat ihn selbst gemacht."

„Gott! Wie reizend! ... Vielleicht ein wenig zu—u groß, aber trotzdem ein entzückendes Kunstwerk."

„Ein ‚ungeheuerliches Ding'," stieß Horace hervor. „Sie thäten mir wirklich einen Gefallen, wenn Sie meiner Frau sagen wollten, woher Sie Ihre Sachen beziehen, gnädige Frau."

„Ich? Ach, mein bißchen Anzug entbehrt ja aller Originalität, aller Phantasie; Frauen, die keine künstlerischen Talente haben, thun am besten, nur der großen Herde zu folgen und sich blindlings der Mode unterzuordnen."

„Ich sage meiner Frau stets, daß es schlechter Ton ist, sich anders zu kleiden als andre Leute."

„Und ich will das auch nicht — es ist mir zuwider — das weißt du ja, Horace, aber wenn Mama mir die Sachen schenkt, was soll ich thun?"

Horace zog die Schultern in die Höhe. „Wirf sie ins Feuer — mach damit was du willst, nur zieh sie nicht an!"

„Ich bin ganz entsetzt!" rief Mrs. Poyntz. „Wahrhaftig, Oberst, artiger sind Sie nicht geworden! Ich finde Mrs. Bethunes Anzug reizend — diese Echarpe hat so eine besondere Farbe!"

„Besonders? Ja, sie thut einem in den Augen weh."

„Schon wieder ungezogen! Wahrhaftig Mrs. Bethune, Sie sollten es nicht zugeben, daß Ihr Mann sich in dieser Weise äußert."

„Mein Mann hat es auch nie gethan, ehe er dies Haus betrat," sagte Imogen, die, so sanft und ruhig sie

sonst war, nun vor Zorn glühte, sich erhebend. „Wenn er mir zu Hause seine Ansichten und Wünsche in Bezug auf meinen Anzug geäußert hätte, so wäre diese Besprechung unterblieben. . . . Je eher ich das Kleid ablege, desto besser.“

Sie, die sich ihm stets so fraglos unterwarf, riß in diesem einen Fall die Zügel an sich; sie fragte ihn weder durch Blick noch Wink, ob der Besuch beendigt werden solle, sondern stand einfach auf. Sie hatte das Ihrige gethan; länger ertrug sie es nicht. Von dem Augenblick an, da sie das Zimmer betreten, hatte Mrs. Poyntz sie unter der Maske der Demut und Herzlichkeit mit wahrhaft teuflischem Witz gequält und gefoltert. Auch Horace hatte sich ein paarmal geärgert über die Art und Weise, wie sie ihm selbst begegnete, und über die Anspielungen auf seine Lage, aber Männer sind so viel weniger zartfühlend und scharfsinnig in solchen Dingen. Er sah nur, daß seine Frau in keiner Hinsicht zu ihrem Vorteil erschien, die Ursache davon blieb ihm dunkel und er empfand es nicht, daß Mrs. Poyntz weit davon entfernt war, Imogen wirklich versöhnen und den üblen Eindruck, den ihre unverzeihliche Handlung gemacht hatte, verwischen zu wollen. Imogens plötzlicher Aufbruch, ihr „Ungestüm“ — er hatte etwas derartiges noch nie an ihr erlebt — war ihm peinlich, und sicherlich lag doch in seiner Bemerkung über ihr Kleid und dem Verweis, den Mrs. Poyntz ihm scherzhaft aber liebenswürdig erteilt hatte, keine Veranlassung dazu. Er erhob jedoch keine Einsprache, das wäre ja nicht guter Ton gewesen, und nachdem man sich die Hände geschüttelt hatte, was von Imogens Seite mit merklicher Kühle, von Mrs. Poyntz mit wahrer Innigkeit geschah, verließen Herr und Frau Oberst Bethune das Haus.

Er hob sie in den Wagen, nahm dem Groom die Zügel ab und fuhr in rasendem Tempo den Park hinunter. Eine Weile lang schwieg er, dann bemerkte er, ohne sie anzusehen: „Bis heute glaubte ich, du könntest nicht heftig werden.“

„Dann siehst du also wohl ein, Horace, daß es Dinge gibt, die über meine Kräfte gehen, und wirst keine Wiederholung dieses Besuchs von mir fordern.“

Er versetzte dem Pferd einen bösen Hieb, daß es sich wild aufbäumte.

„Wenn du dich nicht in Gesellschaft zu bewegen verstehst, so wird es allerdings besser sein, du machst keine Besuche. Mrs. Poyntz hat sich dir gegenüber in unerhörter Weise gedemütigt; sie weiß, daß sie unrecht that, und schämt sich dessen

und möchte das Vergangene wieder gut machen, und du fährst auf und verläßt das Haus im Zorn — kein Mensch weiß weshalb!"

„Bist du denn blind, Horace? Siehst du denn nicht, daß sie mich haßt, daß sie dich mir noch immer nicht gönnt? Jedes Wort war ja darauf berechnet, mich persönlich oder mittelbar an dir zu verletzen. . . . Gott sei Dank, daß sie London verläßt! Ich fühle keine thörichte Eifersucht; wenn ich in der Frau Gutes fände, könnte ich sie bemitleiden, weil sie dich so sehr geliebt hat, und würde suchen, ihre Freundin zu werden. Aber sie ist boshaft und voll Heuchelei — ich will in keine Berührung mit ihr kommen."

Er war betroffen; die Fähigkeit, diesen Ton anzuschlagen, hatte er seiner Frau nicht zugetraut.

„Ich habe dir auseinandergesetzt, aus welchen Gründen ich deinen Verkehr mit Mrs. Poyntz für nötig halte," erwiderte er, und seine Stimme bebte vor unterdrückter Wut. „Erscheinen dir diese nicht hinreichend, um dich mit der Dame auf den Fuß äußerer Höflichkeit zu setzen, so kannst du das halten, wie du willst. Nur wundre dich dann nicht, wenn die Welt denkt und sagt, was ihr beliebt."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Januar des Jahres 1816 mit seiner Parade in Whitehall, die Horace Bethune so tief ins Herz schnitt, war vorüber. Aber der Februar brachte eine noch viel grausamere Stunde, die all seinen Hoffnungen den Todesstreich versetzte. Mehrere Aerzte wurden berufen, ein Gutachten über seinen Zustand abzugeben und ihr einstimmiger Ausspruch lautete dahin, daß die Muskelverzerrungen an der durchstochenen Hüfte derart seien, daß jede Hoffnung auf Wiederaufnahme des Dienstes für ihn ausgeschlossen sei.

Dieser Schlag, so wenig unerwartet er auch kam, traf den energischen und im übrigen noch kräftigen Soldaten mit voller Wucht; allerdings bestätigte sich ihm der Ausspruch der Aerzte durch fortgesetzte Schmerzen, allein nichtsdestoweniger erklärte er, daß er sich, wenn die Wunde am Bein nicht wäre, allen Anforderungen eines Feldzugs vollständig gewachsen fühlen würde,

und er murrte über die Ungerechtigkeit, einen derartigen Beschluß schon nach neun Monaten zu fassen, und behauptete, daß man ihn nur beiseite schiebe, um für jüngere Leute, die dem Vaterland noch keinerlei Dienste geleistet hätten, Raum zu schaffen. Er grollte dem Herzog von York, daß er den Ausspruch der Aerzte bestätigt habe, drang man aber in ihn, sich an den Prinzregenten zu wenden und dessen Vermittlung für einen Offizier, den er stets persönlich ausgezeichnet hatte, in Anspruch zu nehmen, so wies er das mit herbem Stolz von sich. Nein — er wollte nichts als Gerechtigkeit. Weigerte man diese andern, die gelitten hatten wie er, so wollte er mit dem nämlichen Maß gemessen sein.

Von dieser Zeit an steigerte sich natürlich seine Reizbarkeit, seine Anfälle tiefer Niedergeschlagenheit, und Imogen fühlte sich ebenso unglücklich, wenn er zu Hause war, wo sie sich vergebens mühte, ihn heiterer zu stimmen, als wenn er ausging und, wie ihr Herz ihr sagte, Mrs. Poyntz aufsuchte, welche die Zaubermacht über die finsteren Geister zu besitzen schien, die ihr so ganz abging.

Auch fehlte es nicht an allerlei Gerüchten, die man ihr zutrug und die ihr, sie mochte sich ihrer noch so sehr erwehren, in den Stunden des Alleinseins zu schaffen machten, und solcher Stunden gab es für sie sehr viele. Lady Craven selbst ließ nie eine derartige Andeutung fallen; zwischen Mutter und Tochter waren in Bezug auf Mrs. Poyntz überhaupt nur ganz wenige Worte gewechselt worden. Die Russin hatte nicht gesäumt, ihren ganzen Kreis in Kenntnis zu setzen, daß Mrs. Bethune sie besucht habe, und kaum war eine Woche um, so hatte Mrs. Bagot die Kunde davon auch Lady Craven zugetragen. Diese war empört, wollte gar nicht daran glauben, als sie aber ihre Tochter darüber befragte, erhielt sie eine Antwort, die ihr die Lippen gänzlich verschloß.

„Ja ... ich bin dort gewesen, weil Horace es wünschte, es geschah aber zum ersten- und letztenmal. Er sagt, ich sei ungezogen gegen sie gewesen. ... Ich weiß nur, daß sie mir weh thun wollte und weh gethan hat. ... Von ihr zu sprechen, ist mir schon eine Qual, und wenn du mir etwas zuliebe thun willst, Mutter, so nenne ihren Namen nicht wieder. Wie sie sagt, wird sie England demnächst und für immer verlassen."

Lady Craven machte ihrer Entrüstung nur in einem Zornesausbruch gegen Bethune Luft, aber der flehende, jammervolle Blick Imogens, der zu sagen schien: „Hast nicht du ihn

mir zum Mann gegeben? Mach mich nicht noch elender durch deine harten Worte!" gebot ihr Einhalt; sie ging aus dem Zimmer und ließ den Sturm in der Einsamkeit ihrer vier Wände austoben. Die herbste Züchtigung, die eine stolze und leidenschaftliche Natur, die all ihr Denken und Lieben auf ein Geschöpf beschränkt hat, treffen kann, war ihr zu teil geworden: Durch ihre Schuld litt dies geliebte Wesen und mußte voraussichtlich noch viel leiden. Jener Blick ihres Kindes stand immer wie ein Gespenst vor ihrer Seele, und die Furcht, daß der Zwiespalt zwischen dem Oberst und ihr Imogens Liebe zur Mutter erkalten lassen, daß sich eine Kluft aufthun könnte zwischen ihr und ihrem Kind, diese Furcht übte nun eine heilsame Wirkung. Selten im Leben hatte Margaret Craven sich durch Ueberlegung und Bedenken abhalten lassen, dem Trieb ihrer ungestümen Natur zu gehorchen, jetzt machten Angst und Gewissensnot sie weise und bedächtig — wäre sie beides doch früher gewesen!

Es ist bis jetzt sehr wenig von Nadine Poyntz' Vorleben die Rede gewesen und doch erscheint es mir unerläßlich in eine vorhergegangene Zeit zurückzugreifen und zu berichten, unter welchen Verhältnissen die junge Russin zuerst nach England kam.

Nadine Rasiloff war die Tochter eines ausgezeichneten Generals, dessen Frau selbst in der verdorbenen Luft des Hofes einer Katharina II. berüchtigt gewesen war. Nadine war erst zehn Jahre alt, als diese Mutter starb, immerhin zu spät, als daß ein so frühreifes Kind nicht Zeit gehabt hätte, etwas von dem Gift in sich aufzunehmen, das von einer derartigen Frau ausströmt. Lüge und Zweizüngigkeit hatte sie von der Wiege an eingeatmet; der Vater, der sie vergötterte, glaubte alles gethan zu haben, wenn er ihr eine französische Erzieherin und einen englischen Lehrer gab, und wäre sehr verblüfft gewesen, hätte einer ihm sagen wollen, daß seines Kindes Erziehung trotzdem durchaus vernachlässigt sei. Zu seinem Glück starb er, ehe Nadine ihr sechzehntes Jahr erreicht hatte — viel Schande und Elend wurde ihm dadurch erspart. Ein reicher Mann war er nie gewesen, in den letzten Jahren hatte er gespielt und verloren, so kam die gänzlich mittellose Waise nun zu einer Tante nach Warschau, die sich erboten hatte, sie aufzunehmen.

Das einfache Leben dort und besonders der Mangel an Anregung und Zerstreuung behagte Nadine keineswegs, und wäre nicht dieser Tante jüngster Sohn, ihr Vetter Iwan im

Hause gewesen, sie hätte Frau Stepanowitschs schützendes Dach wohl noch früher verlassen, als es ohnehin geschah. An diesem jungen Mann machte sie ihre ersten Studien, und diese wurden gleich zum Meisterstück. Er war ein großer, breitschultriger, wortkarger Junge, dessen Leidenschaften, sobald sie einmal erregt waren, bedenklich um sich griffen, und es belustigte die kleine Cousine höchlich, eine Flamme zu entfachen, die anfangs nicht recht brennen wollte. Sie blies so lange hinein, bis die Glut mit einer Gewalt und Heftigkeit aufloderte, die sie erschreckte. Eine Liebelei hatte sie haben wollen, hören, daß die Erde nichts trage, was ihr gleichkomme, die dunkeln Augen unausgesetzt auf sich geheftet fühlen, leidenschaftliche kleine Zettel erhalten, um eine Begegnung im Garten zur Dämmerstunde angefleht werden, das war alles schön und gut und wirklich unterhaltend. Als der junge Mann aber sofortige Vermählung forderte, im Fall eines Widerspruchs von seiten der Mutter eine Entführung plante und mit Selbstmord drohte, wenn Nadine nicht darauf einginge, wurde ihr etwas unbehaglich zu Mut. So hatte sie es ja nicht gemeint, und wenn sie ihm jetzt ins Gesicht lachte, wurde er nur noch mehr entflammt.

Da ging sie zu seiner Mutter und sagte ihr mit Thränen in den Augen, wie beklagenswert sie Iwans Verblendung finde, die sie in keiner Weise ermutigt habe. „Ich fühle wohl,“ setzte sie hinzu, „daß ich nicht länger unter deinem Dach bleiben sollte, Tante; Mutter und Sohn auseinander zu reißen, würde mir ein großer Schmerz sein, andrerseits aber wirst du einsehen, daß ich in Iwans Nähe nicht länger bleiben kann; es wäre grausam für ihn, schmerzlich für mich . . . ich will fort. Gesellschafterin bei einer Dame, die auf Reisen geht, möchte ich wohl werden — ich würde auf diese Art für Jahre nicht in Gefahr kommen, Iwans Pfad zu kreuzen.“

Frau Stepanowitsch spendete diesem hochsinnigen Betragen vollen Beifall, edler, selbstloser konnte ihre Nichte ja nicht fühlen und handeln, aber keinenfalls dürfte sie deshalb aus dem Nest vertrieben werden. Iwan war gerade im Alter, in dem ein junger Mann die Welt sehen soll, und ohne Zweifel war er nur auf solche Tollheit verfallen, weil ihr Leben in Warschau gar zu einförmig war und er mit zu wenig Menschen verkehrte. Frau Stepanowitsch bereute, nicht längst Schritte für seine Aufnahme in die kaiserliche Garde gethan zu haben, leitete nun alles Nötige ein und schickte ihn einstweilen nach Petersburg.

Der Abschied zwischen Vetter und Cousine war bezeichnend für beide.

„Lebe wohl, lieber Iwan," sagte das Mädchen mit dem rosigen Gesicht und den blauen stahlharten Augen. „Ich werde immer mit Liebe an dich denken und wollte nur, du wärest minder thöricht gewesen, das hat alles verdorben!"

„Ja! Das hat alles verdorben, mein ganzes Leben und meinen Glauben an die Frauen," rief er mit Bitterkeit. „Gott verzeih dir, Nadine. Du hättest mich zu einem andern Menschen machen können, statt dessen hast du alles Gute, was allenfalls in mir war, zerstört und mich schlechter gemacht. Ich werde mich in allen Schlamm und Strudel der Großstadt stürzen und nichts viel Besseres werden als eine Bestie!"

„Wie schade! ... Damit wirst du dein blühendes Aussehen zu Grunde richten und dann," — sie lächelte holdselig — „wird sich keine von den jungen schönen Erbinnen in Petersburg in dich verlieben, und doch ist's deine Pflicht, eine reiche Heirat zu machen!"

„Du hast einen Stein statt des Herzens!"

„Da täuschst du dich, Iwan. Wenn ich auch dich nicht liebe, so habe ich doch ein Herz und die Fähigkeit zu lieben. Einmal im Leben werde ich lieben. ... Ich glaube ich werde lieben wie eine Tigerin, wenn der rechte kommt — aber du bist es nicht."

„Ich sage dir nur eins," und sein wutverzerrtes Gesicht kam dem Mädchen so nah, daß die funkelnden Augen sie ordentlich zu verbrennen schienen, „wenn dieser Mann je meinen Weg kreuzt, möge er sich hüten!"

Seit jenem Tag hatte Nadine ihren Vetter nicht wiedergesehen. Die Berichte, die Frau Stepanowitsch in den nächsten sechs Monaten über das Leben ihres Sohnes aus Petersburg erhielt, erfüllten sie mit Entsetzen, riefen aber in Nadines Herzen keine Gewissensbisse wach. Sie führte die Rolle der mitfühlenden Nichte vortrefflich durch, ließ sich aber dadurch nicht abhalten, den Plan, die unglückliche Mutter zu verlassen und Warschaus Staub von ihren Füßen zu schütteln, auszudenken und zur That reifen zu lassen. Sie steckte voll Abenteuerlust und Ehrgeiz, langweilte sich in dem polnischen Nest und fühlte keinen Beruf sich aufzuopfern.

Eines Tages erklärte sie der Tante: „Ich habe von einer vortrefflichen Stellung gehört, in der ich reisen und ein Stück Welt sehen könnte. Die Fürstin B. geht nach Paris, von dort vielleicht nach Italien, möglicherweise nach England, sie hat

mir den Posten einer Gesellschafterin angeboten und ich habe ihn angenommen.“

Die Stickerei entsank Frau Stepanowitschs Händen.

„Das ist doch nicht dein Ernst, Nadine? Du willst mich doch nicht verlassen? Wenn du das im Schild führtest, weshalb hast du dann Iwan fortgehen lassen?“

„Mütterchen, bat ich dich denn nicht, mich statt seiner ziehen zu lassen? Uebrigens, in Warschau hätte er seine Thorheit nie überwunden, es war viel heilsamer für ihn, das Leben kennen zu lernen, und er wird als ein glücklicherer Mensch zu dir zurückkehren.“

„Heilsam! Glücklich! . . . Ach! Du bist nicht seine Mutter! Du hast ihn vertrieben und jetzt läßt du mich im Stich, um Gesellschafterin zu werden!“

Aber Nadine war unzugänglich für Einreden und Bitten; sie war viel zu klug, um vor dem Anschein einer abhängigen Stellung zurückzuschrecken, denn sie war sich bewußt, diese in Herrschaft verwandeln zu können, und die einsam zurückbleibende Tante rührte ihr Herz wenig.

Dem Gang der Handlung vorgreifend, will ich hier erwähnen, daß Nadine im Verlauf ihres weiteren Lebens wohl mittelbar zuweilen etwas über Iwan Stepanowitsch erfuhr, von ihm selbst aber keine Kunde erhielt. Sie wußte, daß er unverheiratet geblieben war, daß er, nachdem er das bescheidene mütterliche Erbteil verspielt hatte, aus dem Garderegiment ausgetreten war und vom Tod der Mutter an ein verborgenes freudloses Leben führte, kein Mensch wußte eigentlich wo. In den wenigen Briefen, die sie vom Grafen Maniloff, einem entfernten Verwandten in Rußland von Zeit zu Zeit erhielt, geschah seiner wohl Erwähnung, aber so kurz und so selten, daß sie mit der Zeit selbst vergaß, welchen Anteil an Iwans Geschick sie hatte.

Nur ein einziges Bindeglied zwischen Vergangenheit und Gegenwart blieb ihr erhalten. Die Tante war aus unbekannten Gründen mit zwei Juden, Namens Bela, in nahen Beziehungen gestanden, die mehr geschäftlicher als gesellschaftlicher Art waren. Nadine hatte an den beiden Brüdern so gut wie an jedem Mann, der ihr begegnete, ihre kindischen Eroberungsversuche gemacht und fand nun den einen in London wieder, wo er sich in Geschäften niedergelassen hatte. Möglich, daß sie ihm später als Frau des reichen Bankiers von Nutzen war, jedenfalls sollte er ihr noch bedeutende Dienste erweisen.

Die Fürstin B.... war, wie jedermann sich erinnern

wird, der Europas gesellschaftliche Zustände zu Anfang dieses Jahrhunderts kennt, eine hervorragende Frau; reizvoll, bezaubernd und im Punkte der Sitten ebenso nachsichtig gegen sich selbst wie gegen andre. Die Hälfte der europäischen Fürsten war ihr zu Füßen gelegen und sie war nicht so grausam gewesen, sie in dieser Stellung ausharren zu lassen. Jetzt war sie nahe an fünfzig, hatte keine Kinder und behandelte Nadine mehr wie eine Tochter, als wie eine bezahlte Gesellschafterin; des Mädchens Schönheit erfreute sie und ihre Klugheit machte ihr Vergnügen. Der Cynismus, die Weltklugheit, der Entschluß, im Kampf ums Dasein siegreich zu bestehen, das alles widerstrebte der Fürstin keineswegs. „Cette fille ira loin," sagte sie lächelnd, noch ehe Nadine drei Wochen in ihrem Haus gewesen war. Diese Erwartungen erfüllten sich allerdings nicht gänzlich, denn ein Zug im Wesen dieser eigenartigen Natur war bei allen Berechnungen übersehen worden, die Möglichkeit, daß diese kühle junge Dame einst der Leidenschaft so viel Platz einräumen werde, um sich Stellung und Aussichten dadurch schädigen zu lassen! Ihr Betragen in Paris war so gemessen als möglich; sie hatte viele Verehrer, aber sie nützte ihre an Iwan gemachten Erfahrungen, kokettierte mit jedem, und bevorzugte keinen.

Die Fürstin kleidete sich mit gesuchter Einfachheit; mit einem weißen Kleid und einer Rose im Haar, so erschien sie vorzugsweise in Gesellschaft, während sie Fräulein Nasiloff all ihre berühmten Juwelen tragen ließ. Als das junge Mädchen einmal den Ballsaal betrat, wie herausgeschnitten aus einem Bild von Paul Veronese, das Goldhaar mit Perlen durchflochten, den Gürtel mit Diamanten besät, verglich Talleyrand sie mit einem Saumtier, das seiner Herrin Schätze trägt. Viele fanden die Sache sehr gesucht, andre sogar unverschämt, aber die Fürstin entwaffnete alle, indem sie lächelnd sagte: „Ich sehe meinen Schmuck so gern; trage ich ihn selbst, so seh' ich ihn nicht, und er nimmt sich an ihr besonders hübsch aus."

Wenn dem so war, so war der Vorteil auf beiden Seiten, denn Nadines Schönheit gehörte zu jener Art, die durch Glanz und Pracht sehr gewinnt, und ebenso gewann ihr Ansehen durch die Auszeichnung, welche die Fürstin ihr dadurch zu teil werden ließ.

Ein Winter in Paris, ein Sommer in der Schweiz, ein darauffolgender Winter in Florenz thaten das ihrige, Nadines Weltkenntnis zu erweitern, verliefen aber ereignislos für ihr

inneres Leben und erst die Reise nach England sollte Entscheidendes für sie bringen. Sie lernte Horace Bethune kennen und verliebte sich mit aller Gewalt einer leidenschaftlichen, ungezügelten Natur. Er war arm und ein Verschwender, war der Held von einem Dutzend Liebesgeschichten gewesen und ein Mann, der an Heiraten nicht dachte. Das alles wußte sie, aber sie war blind und taub und hatte nur noch Raum für einen Gedanken, er machte ihr den Hof, wie er ihn schon unzähligen andern gemacht hatte, aber er sollte ihr zu eigen werden mit Seele und Leib, einzig und ausschließlich, mit keinem Gedanken mehr an etwas außer ihr, und um das zu erreichen, war sie zu jedem Opfer fähig.

Weshalb lud die Fürstin den hübschen Gardeoffizier so häufig ein? Weil sie die Möglichkeit, daß ihre weltkluge Gesellschafterin je eine „bêtise“ begehen könnte, gar nicht in Erwägung zog. Gegen Ende der Gesellschaftszeit dämmerte allerdings eine Ahnung der Wahrheit in ihr auf, aber sie zuckte lächelnd die Achseln und maß der Vermutung keine Wichtigkeit bei. Sie dehnte ihren Aufenthalt in England länger aus, als ursprünglich geplant gewesen war, und stattete in verschiedenen Landsitzen Besuche ab, und es traf sich, daß in einem davon Bethune gleichfalls zu Gast war. Dort geschah es, daß Nadine ihr Ziel erreichte, was ihm erst ein flüchtiger Zeitvertreib gewesen war, vertiefte sich nun zur allumfassenden Leidenschaft, der Liebling der Gesellschaft vernachlässigte all die vornehmen Damen um der jungen Russin willen und das Paar war von seinen beiderseitigen Gefühlen so ganz und gar in Anspruch genommen, daß es die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ueber das, was in jenem Landhaus vor sich gegangen sein sollte, erzählte man sich in den Klubs allerlei Anekdoten, die von ehrsamen Witwen mit entrüstetem Augenaufschlag weiter gegeben wurden und schließlich bis zur Fürstin gelangten, die, so gleichgültig sie eigentlich Fragen der Moral gegenüber stand, doch im Gedanken an Nadines äußere Zukunft eine Warnung für angemessen erachtete.

„Sie werden all Ihre Heiratsaussichten zu Grunde richten, wenn Sie so fortmachen. . . . Dieser Bethune ist ein reizender Mensch, das bestreite ich gar nicht, aber seien Sie vernünftig, meine Liebe, die Art Männer heiratet man nicht.“

Das Mädchen gab zu, daß sie an diese Möglichkeit auch gar nicht denke, wenn gleich er selbst hin und wieder in unbestimmter Weise auf eine künftige Verbindung hingedeutet habe.

Daß er der einzige Mann sei, der ihr gefährlich geworden war, daß sie ihn glühend liebte, das wußte sie, daß sie aber mittellos, wie sie beide waren, sich nicht angehören konnten und daher. . . . Die Fürstin faßte den Entschluß, keine Einladung in ein Haus, wo Bethune ebenfalls als Gast wäre, anzunehmen; sie ging der Sache energisch zu Leibe und erklärte laut, daß sie wegen der allzugroßen Aufmerksamkeit, die der Oberst Fräulein Rasiloff erweise, ihren Verkehr mit ihm nicht wünschenswert finde, auch traf sie alle Vorbereitungen, England zu verlassen. Bevor sich dies ausführen ließ, wurde Bethunes Regiment nach Spanien versandt; er schrieb Nadine einen leidenschaftlichen Brief, worin er ihr ewige Treue schwur und sie anflehte, an ihm festzuhalten. Nadine beantwortete diesen und hörte dann nichts mehr von ihm, möglich, daß die Post unzuverlässig war, möglich, daß die Fürstin es für besser hielt, den Verkehr abzuschneiden. In Anbetracht der Kriegsunruhen auf dem ganzen Kontinent, blieb sie in England, und da sie nichts andres zu thun hatte, bot sie all ihr Geschick auf, um ihrem Schützling eine reiche Heirat zu sichern. Mr. Poyntz, ein ältlicher Bankier, entsprach ihren Anforderungen zwar nicht vollkommen, allein er war derjenige, bei dem ihre Thätigkeit am meisten Aussicht auf Erfolg hatte, und im Laufe des kommenden Jahres warb er auch richtig um Nadine Rasiloffs Hand.

Erst wies sie ihn ab, aber die Fürstin sagte: „Haben Sie schon bedacht, was nach meinem Tod aus Ihnen werden soll? Sie wissen, daß ich ein unheilbares Leiden habe und nicht lange leben werde — ach, mir macht das gar nichts, ich habe meinen Teil gelebt, aber Sie? Ihre Tante Stepanowitsch ist tot, Sie haben auf der weiten Welt keinen Menschen — wollen Sie dann bei irgend einer blinden oder tauben alten Dame — nur solche haben in England Gesellschafterinnen — ausharren? Da dächte ich mir, es wäre doch noch besser, solchen Posten bei einem alten Mann zu versehen, der nebenbei weder blind noch taub ist und Ihnen ein hübsches Vermögen hinterlassen wird.“

„Wenn er blind und taub wäre, würde mir die Sache vielleicht mehr einleuchten,“ sagte das Mädchen cynisch.

Sie wartete noch ein paar Monate vergebens auf Briefe, und als Mr. Poyntz dann wieder anfragte, nahm sie ihn halb aus Aerger, halb aus Klugheit, und die Fürstin triumphierte.

Während der ersten zwei oder drei Jahre ihrer Ehe erlebte der alte Mann viel Enttäuschung und Bitterkeit, aber Eifersucht und so maßloses Elend wie hernach, blieben ihm noch

aufgespart. Seine Frau vernachlässigte ihn allerdings gänzlich und dachte nicht daran, ihm eine Häuslichkeit zu bereiten, ihr ganzes Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, sich eine Stellung in der Gesellschaft zu erringen, was ihr auch vermöge ihres glänzenden Haushalts gelungen wäre, wenn sie nicht hernach durch Unvorsichtigkeit alles wieder verdorben hätte. Man flüsterte sich wohl allerhand Geschichten aus ihrer Mädchenzeit zu, aber wer ihre Konzerte gern besuchen wollte, gab sich das Ansehen, nicht daran zu glauben, und wer für sie schwärmte, konnte es nicht, und so erweiterte sich ihr Kreis und nur die sehr exklusiven oder sehr sittenstrengen Damen, wie Lady Craven, versagten ihr den Zutritt. Als aber im vierten Jahre ihrer Ehe Oberst Bethune vom Feldzug heimkehrte, lebte der alte Skandal mit neuer Kraft auf; wenige Monate, und Mr. Poyntz verbot dem Oberst das Haus und zwischen ihm und seiner Frau fanden fürchterliche Auftritte statt.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Es war ein Tag im März und der Wind wirbelte den Staub auf, daß es wie Hagel an die Fenster des Hauses im Park Lane prasselte.

Sie saßen einander schweigend gegenüber, sie in einfachem, schwarzem Kleid und mit einem Ausdruck verbissener Entschlossenheit im Gesicht, den die Welt so wenig an ihr kannte als den schlichten Anzug. Das Zimmer sah kahl aus; zwar waren die Möbel noch vollzählig vorhanden, aber all die hübschen Kleinigkeiten, womit Mrs. Poyntz sich zu umgeben liebte, waren verschwunden und auf dem Tisch lag nur eine Reisetasche und etliche Zeitungen.

Er hielt die Augen zu Boden geheftet und zeichnete mit seinem Stöckchen Linien auf den Teppich; er war sichtlich erregt und bekümmert, und was soeben zwischen ihm und der Dame vorgegangen war, schien sein Gemüt nicht beruhigt zu haben.

„Sie sind entschlossen, heute nacht nach Dover zu fahren?“ fragte er endlich.

„Gewiß.“

„Es stürmt fürchterlich; ich zweifle, ob das Schiff auslaufen kann.“

„O doch, es wird auslaufen . . . und wenn es zu Grunde geht, wem liegt daran?“

„Wozu den Ton, da Sie wohl wissen, daß Sie mir alles sind? Die Zukunft liegt düster genug vor mir — meine Gesundheit eingebüßt, meinen Beruf verloren . . . und jetzt Sie!“

„Ueber letzteres sollten Sie niemand anklagen als sich selbst. Und,“ ihre Stimme sank zum Flüstern herab, „wenn du mich liebtest, wie du mich einst geliebt hast und jetzt noch vorgibst, es zu thun, läge es in deiner Hand, diesen Verlust abzuwenden.“

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß es unmöglich ist. Mein Wort —“

„Pah! Ihr Wort! Als ob Sie nicht bereits ein zweifach Meineidiger wären und es gebrochen hätten mir und ihr!“

„Wenigstens ist meine Ehre in den Augen der Welt unbefleckt.“

„Ach! Die Welt! Das Gerede der Leute geht allem vor — der Liebe — der Treue — allem!“

„Nein! Darüber steht, was ich ihr schulde! Ich wäre Schulden halber weggeworfen worden, wenn ich mich nicht verheiratet hätte. Zum wenigsten bin ich verpflichtet, ihr äußerlich treu zu bleiben — bis —“

„Bis wann?“ fragte sie mit höhnischem Lächeln. „Bis ihr beide an Altersschwäche leidet?“

„Ja — oder bis ich weiß, daß unsre Verbindung sie so schmerzlich drückt wie mich. Wenn diese Stunde käme, würde ich sie freigeben — mich frei machen.“

„Und bilden Sie sich vielleicht ein, daß Ihre Frau nicht längst weiß, daß sie Ihnen zur Last ist? Wenn ein Funke von Großmut in ihr wäre, müßte sie sich nicht sagen, daß sie selbst glücklicher wäre nach Lösung der Ketten, die so hart auf Ihnen lasten?“

„Zu dieser Annahme hat sie keinen Grund . . . ich bin ihr stets gütig begegnet und werde dies alle Zeit thun. Daß ich mein Weib nicht lieben kann, ist ein Unglück, sie zu verlassen, wäre ein Verbrechen.“

„Weshalb bist du dann zu mir zurückgekehrt?“ rief Nadine mit flammendem Blick. „Habe ich dir geschrieben nach dem Tod meines Mannes? Hab' ich auch nur den kleinsten Schritt zur Versöhnung gethan nach jenem Brief, den du mir bei deiner Verheiratung schriebst? Zwischen uns war alles aus — weshalb blieb es nicht dabei? Weshalb bist du in den

letzten vier Monaten täglich zu mir gekommen, wenn nicht in der Hoffnung, unsre alten Beziehungen erneuern zu können? — Aber ich wollte nicht — nein — nichts oder alles, so ist meine Art! — Ich habe mich dir vor Jahren geschenkt — unbekümmert um meinen Ruf, meine Zukunft, habe ich dir alles geopfert. Man drängte mich zu dieser Heirat, du weißt es, aber als du zurückkamst, war ich von neuem dein. Und was war mein Lohn? Deine Untreue. Eine Frau, die dem Mann das geopfert hat, besitzt ein Anrecht an ihn; wärst du mir treu geblieben, so könnten wir uns jetzt angehören, aber du hast anders entschieden. Du sagst, daß du einer andern gehörst, und so lang dies der Fall ist, gibt es keine Gemeinschaft zwischen uns, ich kann meine Herrschaft mit niemand teilen. Ich will nie nach England zurückkehren. Gehst du nicht mit mir, so sind wir geschieden für immer!"

Sie sprach rasch, heftig; ihre Wangen glühten, ihre Lippen bebten und die geballte Hand fiel mehrmals mit heftigem Schlag auf die Kissen des Sofas. Ihre Liebe war selbstisch und sinnlich, aber sie liebte diesen Mann mit aller Gewalt einer starken Natur, die wohl Klugheit kennt, aber Gewissensskrupel nicht. Schlauheit und Stolz hatten ihr in letzter Zeit Zurückhaltung auferlegt und sie hatte ihren Geboten gehorcht. Sollte dies das Ende sein? Sollte der schwache Mann, der einst Wachs gewesen in ihrer Hand, ihr entschlüpfen?

Sie hatte jetzt ihr Aeußerstes gethan, hatte die Schiffe hinter sich verbrannt und sich jeden Rückzug abgeschnitten; das Blut pochte heftig in ihren Adern, es war ein Rauschen und Singen in ihrem Ohr, während sie in atemloser Spannung seine Antwort erwartete.

„Gott! Wie marterst du mich! Was bist du für ein Dämon, Nadine! . . . Befiehl mir, daß ich mir eine Kugel vor den Kopf schieße — es soll geschehen! . . . Aber dies, nein . . . solch ein grundsatzloser Geselle ich bin, einen Funken von Selbstachtung habe ich doch noch. Ich will dir dein junges Leben nicht zerstören. Die Stunde mag kommen, da mein armes Weib sich glücklich preisen wird, von mir befreit zu sein, aber sie ist noch nicht da — noch nicht."

Wutbebend erhob sie sich.

„Dann leben Sie wohl, Herr Oberst — und für immer."

Sie schritt nach der Klingel; er trat ihr in den Weg und versuchte, den Arm um sie zu schlingen — sie stieß ihn von sich.

„Willst du mir nicht einen letzten Kuß gewähren?"

Sie lächelte verächtlich, während sie die Klingel zog.

„Sie hätten Zeit gehabt, mich besser kennen zu lernen. Ehe Sie Ihre Frau verlassen, sollen ihre Lippen die meinigen nicht berühren, und, noch mehr — ich werde Sie mit Willen nie wiedersehen und nie von Ihnen hören.“ Der Diener trat ein. „Ist des Herrn Obersten Stanhope da?“ sagte sie, „er will fort ... schicken Sie mir meine Jungfer. ... Noch einmal, Herr Oberst, leben Sie wohl!“

Der Diener hielt die Thüre offen, und sie legte kühl und gleichgültig ihre Hand in die seine. Offenbar hatte sie den Bedienten nur herbeschieden, um Horace jede Möglichkeit eines wärmeren Abschieds zu benehmen. Sie hätte ihn ermorden können, wie er so da stand, aber kein Zug ihres versteinerten Gesichts sprach von ihrer wilden Erregung. Horaces Hand zitterte, als er die ihre ergriff, und er flüsterte ein paar Worte, die dem aufmerkenden Diener entgingen, dann schritt er hinaus.

Am späten Nachmittag desselben Tages erhielt Imogen Bethune einen Besuch von Sir David Hatherton, ihrem alten Freunde.

„Wie geht es Ihrem Mann?“ fragte er.

„Nicht gut,“ erwiderte sie kopfschüttelnd, „und daß er seinen Abschied nehmen mußte, lastet furchtbar auf ihm. Stundenlang sitzt er da, den Kopf in die Hände gestützt, und thut gar nichts. Das macht mich so unglücklich.“

„Ach! Sie glauben, das sei es, was auf ihm laste.“

„Natürlich — und das körperliche Leiden, das seine Wunde ihm immer noch verursacht, und das ihn oft so reizbar macht — das heißt nie mir gegenüber, da ist er immer geduldig, aber ... aber gegen Mama. Ich habe eine wahre Angst, wenn die beiden zusammentreffen. Ach, Sir David, wenn Sie doch dahin wirken könnten, daß Mama weniger hochfahrend im Verkehr mit Horace wäre! Ehe er krank war, ertrug er's leichter, aber nun macht es meine Stellung zwischen ihnen so gar schwer.“

„Auf Ihre Mutter, mein Kind, hat nie jemand Einfluß gehabt, aber ich muß aus einigen Aeußerungen schließen, daß sie in letzter Zeit einige Selbstbeherrschung geübt hat. ... Geht Bethune wieder in Gesellschaft?“

„Er scheint alle Freude daran verloren zu haben. Zuweilen machen wir ein Diner mit, aber es ist ihm die reinste Qual; hie und da ißt er im Klub oder mit den Gardeoffizieren, allein — — ich finde nicht, daß ihm das gut bekommt,“ setzte sie errötend hinzu.

Die Sache war, daß er in letzter Zeit mehr als einmal in einem traurigen Zustand nach Hause gekommen war, wenn er versucht hatte, Selbstanklagen und Verzweiflung im Wein zu ertränken.

„Sie sagen, daß er gegen Sie stets geduldig sei — vermögen Sie ihn denn nicht von den Dingen, die ihm schädlich sind, abzuhalten?“

„Nein, er würde mir jeden persönlichen Wunsch erfüllen, aber auf sein Thun und Lassen räumt er mir keinen Einfluß ein.“

„Kein Wunder, daß er und Ihre Mutter nicht zusammentaugen, zwei herrische Naturen! Suchen Sie dieselben einander fern zu halten, so gut es gehen will; weshalb begeben Sie sich nicht auf Reisen?“

„Danach habe ich ganz und gar kein Verlangen,“ versetzte sie mit Bestimmtheit, wußte sie doch, daß die Frau, die einen so unseligen Einfluß auf ihr Leben geübt hatte, eben jetzt England verließ, und wie sollte sie sich und ihn der Gefahr einer Wiederbegegnung aussetzen? „Ich hoffe sehr, daß mein Mann irgend eine Anstellung erhalten wird. Lord Moira erzählte mir gestern abend, der Herzog habe gegen ihn geäußert, daß kein Offizier gegründeteren Anspruch darauf habe als Horace. Sobald er beschäftigt ist, wird er sich wohler fühlen.“

„Ja, ja. . . . Nichtsthun ist für uns alle das Gefährlichste. Wenn ich nicht so fest im Geschirr steckte, wer weiß, was für Unheil ich anstellen würde. Guten Abend, meine liebe Mrs. Bethune.“

Lachend drückte Imogen ihrem alten Freunde die Hand.

Als dieser dann aber eiligen Schritts die St. James-Straße hinuntereilte, prallte er mit dem Oberst zusammen, der so elend und jämmerlich aussah, daß Sir David ihn anhielt und in seiner richterlichen Weise sagte: „Sie sehen recht krank aus, Bethune — kränker als vor zwei Monaten. Wenn Sie London nicht verlassen, richten Sie sich zu Grunde, Sie brauchen eine vollständige Luft- und Lebensänderung.“

„Ja,“ sagte er mit einem seltsamen Lächeln. „Kann wohl sein — manchmal sage ich mir, die Veränderung vom Leben zum Tod wäre die beste.“

„Das ist ein trostloses Wort aus dem Mund eines Mannes, der seit achtzehn Monaten mit einer reizenden jungen Frau verheiratet ist.“

„Wer ein Leben hinter sich hat wie das meinige, hat kein Recht zu heiraten. . . . Ich dächte, je eher er einem andern Platz macht, desto besser, Sir David.“

„Unsinn, Bethune! So spricht ein Feigling und kein Soldat! Sie sind nicht von Ihrem Posten gewichen im Kanonendonner, so weichen Sie auch nicht von Ihrem Weib.“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, ging Sir David seines Weges weiter.

Am Tag darauf fuhr Lady Styltons Gefährt in der Wimpolestraße vor.

„Ich gratuliere, meine Teuerste!“ rief sie mit ihrer mächtigen Stimme, indem sie ins Zimmer stürzte und einen schallenden Kuß auf Lady Cravens Wange drückte. „Fort ist sie! Und als sie bei mir Abschied nahm, sagte sie, sie gedenke England nie wieder zu betreten. Persönlich thut mir's leid, denn sie ist ein ergötzliches Frauenzimmer, und ihre Gesellschaften waren was Besonderes, aber für Imogen freue ich mich. Wenn die will, der widersteht kein Mann vom Erzbischof von Canterbury abwärts.“

„Ihre Ansicht über die Männer ist betrübend, meine liebe Lady Stylton — ich dächte doch, der Erzbischof von Canterbury —“

„Ach was. Denken Sie doch nur an Salomo, wie war denn der, und David? Besser als die wird der Erzbischof auch nicht sein wollen. Mann ist Mann, glauben Sie mir, und Bethune ist um kein Haar schlimmer als die andern, nur daß er das Pech gehabt hat, mit dieser Hexe verhängt zu sein, und deshalb Gott sei Dank, daß sie fort ist.“

„Je weniger Sie von meinem Schwiegersohn sprechen, desto besser ... es ist mir zu schmerzlich und ich erröte, wenn ich nur dran denke. Ja er ist schlimmer als die übrigen! Und das unschätzbare Kleinod, das ich ihm anvertraute, hat er in den Schmutz getreten!“

„In den Schmutz getreten! Gerechter Gott, was wollen Sie damit sagen?“

„Daß er sich im Pfuhl der Sinnlichkeit gewälzt hat, und daß mein armes Kind vernachlässigt und beschimpft ward, während er ganze Tage im Haus jener Person verbrachte! Und er hat von seiner Frau verlangt, daß sie dieselbe besuche.“

„Ach du meine Seele, das war doch etwas ganz Alltägliches und Natürliches! Sie sind auch gar zu engherzig; wenn man in der Gesellschaft nicht hie und da ein Auge zudrückte, mit wem wollte man da umgehen! Uebrigens sieht der Oberst elend aus; ich bin ihm gestern begegnet und bin ganz erschrocken.“

„Kein Wunder!“ versetzte die andre mit Härte. „Er trinkt.“

„Das glaube ich nicht. Er hatte nie Hang dazu, wenn er vielleicht auch bei einzelnen Gelegenheiten —“

„Ich weiß aber, daß dem so ist, nicht von Imogen, durch ihre Jungfer.“

„Sie fragen doch die Jungfer nicht über ihn aus? Das sähe Ihnen wenig ähnlich, Lady Craven.“

„Ich frage nicht, aber im Interesse meines Kindes darf ich dem, was ich höre, mein Ohr nicht verschließen.“

„Zuträger lügen stets,“ erklärte die alte Dame kurzweg. „Das ist auch noch nicht das Schlimmste, wenn einer einmal einen Tropfen zu viel erwischt, ein Trinker braucht er deshalb noch lange nicht zu sein. Erinnern Sie sich des Abends in Carlton House?“

„Als ob ich den je vergessen könnte! Als ob ein Morgen, ein Abend verginge, ohne daß ich in tiefster Zerknirschung zu Gott flehe! Ich kannte ihn — ich wußte, wes Geistes Kind er war, und ich verschloß mich absichtlich der Erkenntnis. Sogar mein Kind, das ihn liebte, ahnte die Wahrheit, fühlte, daß er sie nicht zu schätzen wußte, aber ich, ich wollte ja nichts sehen. Ich bin von Rechts wegen gestraft, aber leichter wird das Unglück nicht durch dieses Bewußtsein.“

Es war bezeichnend für diese widerspruchsvolle Natur, daß sie sich einer Person gegenüber, die ihr an Geist, Bildung und Grundsätzen so gar nicht ebenbürtig war, in dieser Weise demütigte. Sie und Lady Stylton hatten fast gar keinen Berührungspunkt, und doch mochte sie die alte Dame leiden, hatte sie von jeher leiden mögen und legte dieser derben aber ehrlichen Person ihr Inneres mit einer Offenheit dar, wie sie es bei vielen, die sie weit höher achtete, nicht gethan haben würde.

„Aber liebste Seele! Die Sache ist nun einmal geschehen, und ungeschehen machen kann man die Dinge nicht. Wozu sich abgrämen, weil man einen Mißgriff gethan hat? Großer Gott, das widerfährt uns allen! Daß ich den Sir John geheiratet habe, war auch ein solcher, schließlich sind wir aber doch miteinander fertig geworden, ohne uns die Köpfe entzwei zu schlagen.“

„Oh! Das ist etwas anderes!“ rief Lady Craven, indem sie diesen Trost etwas unhöflich von sich wies. „Meinen Sie, daß mein Kind mit seiner zarten Seele, seinem empfindsamen Gemüt unbekümmert um ihres Gatten Treiben sein und sich bescheiden könnte, mit ihm ‚fertig zu werden‘? Nein, das würde ihr Tod sein!“

„Larifari! An so etwas stirbt man noch lange nicht!

Imogen ist gesund und verständig; sie und Bethune werden schon miteinander zurecht kommen, Sie sollen's erleben. Daß die Poyntz fort ist, bleibt eine Hauptsache —"

„Mir ganz einerlei, ob sie geht oder bleibt — zwischen meinem Schwiegersohn und mir ist alles zu Ende."

„Aber zwischen ihm und Imogen nicht — Sie dürfen doch nicht ganz vergessen, daß Sie des Mannes Frau nicht sind. Ums Himmels willen, merken Sie sich das," sagte die alte Frau mit einem Lachen, das Lady Craven im Innersten verletzte.

„Wenn ich sie wäre, würde ich es leichter tragen," versetzte sie mit Würde, wurde aber dabei durch den Diener unterbrochen, der Mr. — ich bitte um Verzeihung — den Sehr Ehrenwerten Dugald meldete, dem Mrs. Bagot fast auf dem Fuß folgte.

Der kleine alte Junggeselle war ganz vollgepfropft mit Neuigkeiten; er war diesen Morgen beim Lever des Prinzregenten gewesen, wo die Verlobung der Prinzessin Charlotte mit dem Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg verkündigt worden war.

„Er ist sehr hübsch, bettelarm und, wie es heißt, rasend verliebt," schloß er seinen Bericht.

„Die ist gar nicht dumm," lachte Lady Stylton und setzte mit einem schlauen Augenzwinkern gegen Lady Craven hinzu: „Ein Sünder, der Buße thut, das gibt die besten Ehemänner."

„Möge sich der Satz als richtig bewähren," bemerkte Mrs. Bagot, die Augen niederschlagend. „Ich weiß aus bester Quelle, daß er noch in allerletzter Zeit ein Verhältnis unterhielt, ich glaube mit einer deutschen Schauspielerin, der er in Regents Park ein Haus eingerichtet hat. Es heißt sogar, er habe sich mit ihr trauen lassen, aber das glaube ich nicht, das wäre zu entsetzlich!"

„Oho! Die Schauspielerin empört Sie nicht, nur die Trauung! Pfui, wie unmoralisch, Mrs. Bagot," rief Macpherson.

„Es ist wirklich peinlich, seine Worte so mißdeutet zu hören," erwiderte die Dame streng. „Der Hohn gegen die Ehe, der darin läge, und die Vorstellung, daß er der Gatte der Prinzessin würde, das finde ich entsetzlich!"

„Nun! Zwischen Papa und Mama und dem Herrn Gemahl hat die Prinzessin wenigstens keine Langeweile zu fürchten," meinte der alte Herr und empfing dafür einen Wutblick von Mrs. Bagot.

„Die Prinzessin ist mutig und geistvoll. Hörten Sie schon, daß sie neulich, als sie sich an Bord des Leviathan begab, darauf bestand, die Schiffsleiter hinaufzuklettern, statt sich in

einem Lehnstuhl hinaufhissen zu lassen, wie es der Bischof, alle übrigen Damen und mehrere andere Herren thaten."

„Die Schiffsleiter zu ihrer Ehefregatte wird die junge Dame etwas schlüpfrig finden," kicherte Mrs. Bagots unverbesserlicher Widersacher. „Aber jetzt ist sie verliebt . . . und so lange der Rausch dauert . . . sehr lange pflegt er ja nicht zu dauern, was meinen Sie, meine Damen! Ich war selbst einmal verliebt, leider zeigte sich aber die Dame meines Herzens ganz unempfänglich für meine Reize."

Lady Stylton lachte in ihrer lauten Weise, die einem Wiehern sehr nahe kam, und dann fragte Lady Craven das „Allgemeine Tageblatt", ob Oberst Bethune wohl Aussicht auf eine Anstellung habe, und ob er ihn beim Lever getroffen?

„Ja; er sah schon sehr elend aus, ehe er seine Verbeugung machte, und hernach noch ein gut Teil elender. Ehrlich gesagt, der Prinz sah ihn sehr kalt an und gab ihm nicht die Hand."

„Ich weiß weshalb," versicherte Mrs. Bagot mit einer geheimnisvollen Art von Pfeifen, das sie beim Atemholen nicht selten hören ließ.

„Heraus damit!" rief Lady Stylton. „Wir sind hier unter guten Freunden, und Lady Craven nimmt es Ihnen nicht übel."

„Der Oberst scheint sich zu wiederholten Malen über die Behandlung, die man der Prinzessin von Wales angedeihen ließ, mit großer Strenge geäußert zu haben. Ich weiß aus bester Quelle, daß dies dem Prinzen zu Ohren kam und daß er es ihm um so mehr verargte, als er Bethune mit großer Auszeichnung behandelt hatte. Sicherlich war es sehr ungeschickt von seiner Seite," schloß sie mit einem Seufzer, der Teilnahme ausdrücken sollte. „Sie ist jetzt im Ausland, und je weniger man von ihr spricht, desto besser."

„Und ich sage, das macht dem Oberst alle Ehre!" rief Lady Stylton. „Das nenn' ich brav und ehrenwert, wenn einer für die arme Frau eintritt, und doppelt so, wenn er sich damit sein eigen Brot schmälert!"

„Und die Rolle des Sittenrichters kleidet ihn so besonders gut," stimmte der alte Spötter höhnisch bei. „Wenn er auch vielleicht seine kleinen Schwächen hat, so wird er doch immer ein Mustereheman sein, nicht, Lady Craven?"

Damit hatte der Sehr Ehrenwerte das reiche Maß von Freiheit, das man ihm allerorten zugestand, denn doch ein wenig überschritten, und mit einem Blick, wie Diana ihn dem Aktäon zugeworfen haben mag, sagte Lady Craven: „Sie

berühren da Dinge, über die ich in Gesellschaft nie zu sprechen pflege, Mr. Macpherson.“

„Er sollte eine Anstellung bekommen! Es ist eine Schande; das sagt jedermann,“ rief Lady Stylton.

„Seine Gesundheit,“ seufzte Mrs. Bagot. „Ich fürchte sehr, daß —“

„Der Generalarzt war gleichfalls bei dem Lever,“ erzählte der etwas eingeschüchterte Macpherson diesmal ohne alle Spöttereien, „und er sagte mir, daß er eine der deutschen Thermen für das einzig Zweckdienliche zu Bethunes Kräftigung hielte.“

Lady Craven zog die Augenbrauen finster zusammen und zupfte nicht vorhandene Brosamen von ihrem Kleid, wie es ihre Gewohnheit war, wenn sie sich verstimmt fühlte.

„Weil wir gerade von Deutschland reden,“ bemerkte Mrs. Bagot so beiläufig und als ob sie von dem Zusammenhang mit dem bisherigen Gesprächsgegenstand keine Ahnung hätte, „soviel ich höre, ist Mrs. Poyntz nach Warschau gegangen —“

„Nach Petersburg,“ verbesserte Mr. Macpherson.

„Warschau — ich weiß es aus bester Quelle — und sie hat ihr ganzes Vermögen in russische Papiere umgesetzt.“

„So verrückt ist sie nicht!“ gab ihr Nebenbuhler in Sachen des Klatsches zurück. „Sie weiß sehr genau, daß England ihr weit größere Sicherheit bietet. Das Gerede kommt daher, daß sie angeordnet hat, daß ihr Witwengehalt vierteljährlich an ein Petersburger Bankhaus ausbezahlt werde, das ist aber ganz etwas andres als ihr Vermögen.“

„Ach so!“ versetzte die Dame mit sauersüßem Lächeln. „Sie, die Sie der Dame so nahe standen, müssen natürlich genauer unterrichtet sein als ich, die ich nie ihre Schwelle betrat, denn es ist mein Grundsatz, mich mit zweifelhaften Leuten nicht einzulassen, auch nicht ihren Brotlaiben und Fischen zulieb.“

Das war nicht hübsch von Mrs. Bagot. Wahrheit thut weh, und die Thatsache, daß der Sehr Ehrenwerte den Brotlaiben und Fischen nachzog, wo immer solche zu haben waren, stand fest.

„Und doch könnten Sie das ungestraft thun, meine Gnädige,“ sagte er gereizt. „Sie könnten im schlechtesten Haus von London aus und ein gehen und Ihr Ruf bliebe immer derselbe.“

Mrs. Bagot sah aus, als ob sie ihm die Wahl zwischen Degen und Kugeln lassen wolle, und Lady Stylton ließ es sich angelegen sein, mit einer Skandalgeschichte von Lady H.... über die gefährliche Stimmung hinwegzuhelfen, worauf Lady Craven sich dann erkundigte, ob Mr. Macpherson der Eröff=

nung der sogenannten Bazars, einer Reihe von Läden in Soho Square, beigewohnt habe. Alle Tagesereignisse von Marie Antoinettes letztem Brief an Madame Elisabeth, der kürzlich aufgefunden und veröffentlicht worden war, bis zu Lord Angleseys Korkbein kamen aufs Tapet, allem Persönlichen aber ging man vorsichtig aus dem Wege.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Sittenlehrer sagen uns, daß das Bewußtsein, gewissenhaft gehandelt zu haben, Frohsinn erzeuge. Im wirklichen Leben trifft das nicht immer zu, und wir erfahren gar mannigfach, daß dieser Sprößling der guten That gar langsam aufwächst und zuweilen welkt, ehe er Blüten getrieben hat. Was hilft es, der Wahrheit ein Mäntelchen umzuhängen? Rechtthun befriedigt wohl das Gewissen und versetzt doch so häufig den Besitzer dieses Gewissens in eine fieberhafte, aufrührerische Stimmung. Bei Kraftnaturen wie Horace Bethune regt der Zwang, womit hin und wider das Pflichtgefühl ihre Gelüste zügelt, die Galle für lange Zeit auf und läßt eine dauernde Reizbarkeit der Nerven zurück, die zu der sittlichen Schwachheit des Mannes in genauem Verhältnis steht.

Er fühlte sich keineswegs befriedigt — weit entfernt davon. Er wußte, daß er recht, oder wie er sagte, ehrenhaft gehandelt hatte, als er die Versuchung, sein Weib zu verlassen, von sich gewiesen hatte, und der Frau, die ihm Herz, Verstand und Sinnen mit Zauberkraft umsponnen hielt, nicht gefolgt war. Aber nichtsdestoweniger war ihm jämmerlich zu Mut, und sein Gemütszustand wirkte so stark auch auf seinen Körper, daß die Bemerkung, daß er jetzt minder wohl aussehe als zur Zeit der eigentlichen Krankheit, vollkommen begründet war. Er saß viel allein in seinem Zimmer, brütete stumm vor sich hin und sagte sich immer aufs neue, daß er alles eingebüßt habe, was seinem Dasein Inhalt und Reiz verliehen hatte, seinen Beruf, seinen Ehrgeiz, seine Körperkraft, in deren Vollgefühl er alle Dinge so viel leichter angesehen hatte, und nun zu guter Letzt die Plauderstunden bei der einzigen, deren Gesellschaft ihm immer gleich fesselnd gewesen war. Wohin konnte er jetzt noch gehen? Seine Frau war ein Engel und dabei klug und

voll Willensstärke und Takt, jeder Tag lehrte ihn sie mehr in ihrer ganzen Bedeutung schätzen, und er achtete sie, wie er nie zuvor eine Frau geachtet hatte, aber, um die Wahrheit zu sagen — sie langweilte ihn ein wenig. Die Teufelsklaue fehlte ihr, und diese Würze ging seinem abgenützten Magen empfindlich ab. Sie war zu sehr nur von Sorge für ihn erfüllt, zu wenig mit sich selbst beschäftigt, und, so seltsam es erscheinen mag, manchen Männern ist eine gewisse Art von Selbstsucht anziehender als das höchste Maß von Aufopferungsfähigkeit.

Ging er nun aus, so schlenderte er ziellos in den Straßen umher, besuchte niemand, machte gegen hohe Würdenträger, von denen er sich übersehen glaubte, ein saures Gesicht und zog mit einer Gruppe von Kameraden im Klub über den Prinzregenten los.

Als Lady Stylton ihn eines Tages bei solchem Umherschlendern erspähte, ließ sie sofort ihr gelbes Gefährt halten; gern hätte er sich mit der anmutigen Verbeugung, für die er berühmt war, auf die Seite gedrückt, aber schon hatte sie die Schnur gezogen, der Kutscher hielt, und sie rief ihn an.

„He! ... Hier, hier ... Oberst Bethune! ... Weshalb besuchen Sie mich nie? Was soll das heißen, seinen alten Freunden dermaßen untreu zu werden und vollends mir, die ich mich immer heiser rede, um Sie in Schutz zu nehmen! Schnöder Undank!“ —

„Allerdings, ich weiß auch zu meiner Entschuldigung gar nichts anzuführen, als daß ich ein herzlich schlechter Gesellschafter geworden bin, meine liebe Lady Stylton. Ein siecher Mann mit saurem Sinn — prächtige Alliteration, nicht? — den in Schutz zu nehmen wirklich der Mühe nicht lohnt; sie sind ja alle gegen mich, alle, vom Prinzen abwärts, meine liebenswürdige Schwiegermama nicht ausgeschlossen.“

„Nun, ich habe ihr gesagt, daß Sie jetzt, da eine Gewisse fort ist, hübsch artig sein werden,“ sagte sie lachend und die großen Straußenfedern auf ihrem Hut nickten dazu.

„Wenn Sie darunter verstehen, daß ich mich unter Lady Cravens Scepter beuge, so werde ich das schwerlich fertig bringen, und ich habe nicht im Sinn, meinen Dank gegen sie auf diese Weise abzuzahlen. Manchmal denke ich, das beste wäre, mich ganz und gar aus dem Weg zu schaffen; es wäre damit so viel Qual beseitigt, und ich bin überzeugt, daß die Nachricht von meinem Tod für sie die größte Genugthuung wäre.“

„Sie sind toll, Bethune! Nur an Ihnen liegt es, wenn sie anders geworden ist, sie hat Sie ja vergöttert!“

„Ja, erst sollte ich ein Gott sein, jetzt bin ich ein Teufel und bin doch das eine so wenig wie das andre."

„Was doch die Männer für närrische Käuze sind! Setzt sich der aufs hohe Roß, statt in Kleinigkeiten ein bißchen nachzugeben, hie und da ein weniges zu schmeicheln und dabei die Frau um den Finger zu wickeln. Wenn Sie das Ding nur anders angriffen, sie thäte Ihnen zuliebe, was Sie nur haben wollten."

Er beugte sich vor, bis sein blasses, abgemagertes Gesicht fast mit dem alten bemalten, das zum Wagenfenster herausschaute, in Berührung kam, und flüsterte dann im Ton tiefster Bitterkeit: „Vermöchte sie meine Ehe zu lösen? Das wäre die einzige wirkliche Liebe, die man mir erweisen könnte."

Die gemalten Augenbrauen der alten Dame zogen sich vor Schreck in die Höhe, und unfähig, einen Laut hervorzubringen, ließ sie ihren Kiefer herabsinken, während er seinen Hut zog und ohne ein weiteres Wort davonhinkte.

Wochen vergingen; man stand jetzt im Anfang Mai, aber der Frühling, der so viel Leben und Friede brachte, hatte keine frohe Botschaft, keinen Hoffnungsstrahl für Horace Bethune, nur die Aerzte, die noch einmal zu Gericht saßen über seinen körperlichen Zustand, sprachen sich dahin aus, daß eine Kur in Wildbad im Schwarzwald ihm wohlthätig sein könnte, zum mindesten sei es den Versuch wert.

Bethune vernahm diesen Beschluß mit gänzlicher Gleichgültigkeit, und nur Imogen lebte auf bei der darin enthaltenen Hoffnung. Mit der Gesundheit, so sagte sie sich, würden ihm ja auch Thatkraft und Teilnahme am Leben wiederkehren. Sie war wunderbar geduldig, wunderbar still gewesen, wie es nur eine so geartete, so geprüfte Frau sein kann; nie hatte sie ihm ein Wort des Vorwurfs gesagt, nie ein Wort der Klage gegen die Mutter laut werden lassen. Sein Verstummen, sein sichtliches Zurückschaudern vor ihrer Nähe waren ihr tiefstes Leid gewesen, allein nur in der Verschwiegenheit ihres Zimmers ergoß sie ihr Herz gegen Gott allein und gewann die Kraft, ihr Elend schweigend zu tragen und nicht abzulassen von der Hoffnung, daß die Zeit mit den Wunden des Leibes auch die der Seele heilen werde. Denn wenn sie auch die Wahrheit nicht in ihrer unverhüllten Härte erkannte, so lebte doch eine sehr bestimmte Ahnung von der wirklichen Ursache all dieses Uebels in ihr. Als er sie zu seiner Frau machte, war er selbst überzeugt gewesen, daß seine Leidenschaft für Mrs. Poyntz

erloschen sei — an dem Glauben hielt sie unerschütterlich fest — aber als er der gefährlichen Frau wieder begegnet war, hatte sie von neuem aufgelebt. Von der Krankheit heruntergebracht, war er nicht im Besitz seiner vollen geistigen und sittlichen Kraft gewesen, der Kampf gegen ihre Zaubermacht hatte ihn furchtbar erschöpft und erschüttert, und ein voller Sieg konnte nur durch Trennung und die Rückkehr seiner Gesundheit herbeigeführt werden. So legte sich die geduldige Frau ihres Gatten Gemütszustand zurecht, sie fühlte wohl, daß sein Herz sich zur Zeit von ihr abgewendet hatte, aber ihre Hoffnung, nein ihre feste Zuversicht blieb es, daß stilles Zuwarten ihr diese Liebe zurückgeben werde.

Sein nach langem Zögern verkündeter Entschluß, am 1. Juni nach Wildbad abzureisen, brachte für Imogen eine schmerzliche Enttäuschung im Gefolge: er wollte nicht, daß sie mit ihm ging. Es wäre eine nutzlose Ausgabe, erklärte er, ein deutscher Reisediener sei schon gemietet; die Reise sei sehr lang, der Aufenthalt im Bad selbst auf vier bis fünf Wochen beschränkt, und diese bringe sie weit besser bei der Mutter zu, die ja überhaupt stets klage, daß sie so wenig bei ihr sei. Imogen stellte ihm vor, welche Angst sie um ihn leiden werde, welch unendlich lange Zeit bei dieser großen Entfernung — sie war es damals — ein Brief brauche, und wie sie überzeugt sei, ihm in einem Krankheitsfall mehr zu nützen als irgend ein Diener. Hatte sie sich denn nicht in Brüssel als Pflegerin bewährt? Das gestand er ihr gerne zu, wenn auch ohne sonderliche Aeußerung von Dankbarkeit, versicherte sie auch, daß er sich niemand lieber anvertrauen würde als ihr, beharrte aber mit sanfter Bestimmtheit auf seinem Vorsatz, allein zu reisen, so daß sie schließlich einsah, es sei besser, nicht weiter in ihn zu dringen.

Sie beschäftigte sich dann angelegentlich mit den Vorbereitungen zu seiner Abreise und teilte Lady Craven ohne weitere Erläuterungen mit, daß sie während ihres Mannes Abwesenheit nach der Wimpolestraße überzusiedeln gedenke, und Lady Craven war zu entzückt von der Aussicht, ihr Kind wieder einmal ganz für sich zu haben, als daß sie ein Erstaunen darüber an den Tag gelegt hätte.

Imogen hatte eine starke Erkältung, infolge deren sie einige Tage das Haus hüten mußte. Horace war gütig und freundlich wie immer, so oft sie sich sahen, was aber vor Abend selten geschah, dabei so schweigsam und gedrückt als je, und

durch nichts, auch nicht durch die Vorbereitungen zur Reise, aus seiner Dumpfheit aufzurütteln.

Am 27. Mai — drei Tage vor der Abfahrt nach Wildbad — fand in Willis' Rooms ein großes Festmahl statt, dem beizuwohnen Bethune versprochen hatte, da ein Freund von ihm den Vorsitz führte. Sonst pflegte seine Frau zu ihrer Mutter zu gehen, wenn er auswärts speiste, heute aber hatte sich Lady Craven in ihrer Sänfte hertragen lassen, um den Abend mit Imogen, die sich wenig wohl fühlte, zu verbringen.

Es war ein frostiger Abend, mehr November als Frühlingsstimmung, die grauen, gleichmäßigen Wolken hingen tief herab und die Dämmerung brach sehr frühzeitig herein. Nachdem sie ihre Mahlzeit eingenommen hatten, setzten sich die beiden Frauen ans Kaminfeuer und plauderten, die Füße auf den Kaminrand gestützt, aber ohne rechtes Behagen, denn Imogen war begreiflicherweise sehr heruntergestimmt und ging innerlich mit sich zu Rat, wie weit sie der Mutter ihr banges Herz erschließen sollte, das auch von andern Sorgen als dem bevorstehenden Abschied schwer bedrückt war, und doch hielt die Furcht vor einer Scene sie immer wieder davon ab.

Ihre fiebernden Hände lagen in Lady Cravens Schoß und diese streichelte sie zärtlich, während sie sich in allerhand Plänen erging, wie die Zeit von Horaces Badekur zu verwenden sei. Imogens traurige Augen starrten auf die verglühende Asche, aber die Bilder, die vor ihr auftauchten, waren andrer Art und hatten nichts mit musikalischen Abendgesellschaften und Erfolgen als Harfenspielerin zu thun. Die arme alte Harfe! Dort stand sie in der Ecke verstimmt und vernachlässigt, und Imogen konnte sich gar nicht vorstellen, daß ihr je wieder daran gelegen sein werde, darauf zu spielen.

„Ich erhielt heute einen Brief von Tante Elisa," sagte Lady Craven, „und denke dir, sie hat im Sinn, für einen Monat nach London zu kommen. Zum Vorwand dient ihr ein Besuch bei ihrem Zahnarzt, ich zweifle aber sehr, ob dies die wirkliche Veranlassung ist — vermutlich steckt Neugierde und ihr alter Hang, sich in alles zu mischen, dahinter! Der gute John hat versprochen, sie hierher zu bringen, denn sie hält es für lebensgefährlich, allein in ihrer Kutsche zu reisen, und fürchtet sich vor Räubern und Gott weiß was; sie war von jeher eine furchtsame Person."

Daraus klang wieder die alte Eifersucht, die Furcht vor Tante Bettys Einmischung hervor, wenn die Schwestern auch

in den letzten Monaten sich wenigstens auf dem Papier näher gekommen waren als je, was freilich einzig und allein in Lady Cravens Bedürfnis, ihr Gemüt durch Mitteilung zu erleichtern, seine Ursache hatte. Das Verständnis, mit dem die wenig gebildete, aber herzensgute Frau, die ja ihrerseits auch dem Zauber von Horace Bethunes Persönlichkeit unterlegen war, diese Ergüsse hinnahm, die Vorsicht, mit der sie dieselben erwiderte, und die Art und Weise, wie sie in ihren Briefen an Imogen jede Andeutung vermied, hatten ihr wohlgethan. Nun aber, da Imogen im Begriff stand, für eine Zeitlang wieder, wie in ihren Mädchentagen, bei der Mutter zu leben, erwachte ihre ganze Eifersucht gegen Mrs. Priams Einfluß von neuem.

„Das freute mich, daß John mitkommt,“ sagte Imogen sanft. „Er ist so verständig, solch ein zuverlässiger Freund.“

„Ach! Wie kurzsichtig der Mensch doch ist! Hätte ich dich ihm gegeben, wie glücklich könnten wir sein!“

„O bitte, sage das nicht, Mutter!“

„O doch, ich sage es! Er ist ein ehrenwerter, treuer, zuverlässiger Mann, eine Heldenseele, wenn auch vielleicht keine ritterliche Erscheinung, während andre, die man für wahre Helden hielt, sich als Komödianten entpuppen.“

„Mutter!“ sagte Imogen mit plötzlich erwachter Energie, indem sie ihre Hand aus Lady Cravens zog und dieser fest ins Gesicht sah. „Du mußt nie so reden, weder mit mir noch mit andern. Wenn du wüßtest, wie weh ein solches Wort mir thut und noch zehnmal weher, wenn es mir von Fremden wiederholt wird, du würdest schweigen. Er ist mein Gatte, ein Teil meines Selbst; ich habe seine Schwächen zu schirmen, seine Ehre zu wahren — dein Herz ist jetzt von ihm abgewandt, aber du kannst doch zum mindesten darüber schweigen.“

Mehr überrascht als entrüstet blickte Lady Craven auf die Tochter; alles Erhabene sprach zu ihrem Herzen und Imogens stolze Haltung ihrem unwürdigen Gemahl gegenüber, ihre Weigerung, auch nur einem Wort gegen ihn Gehör zu schenken, erschien ihr heldenhaft.

„Du thust recht, wenn du ihn verteidigst,“ sagte sie. „Aber du kannst von mir nicht erwarten, daß ich schweigend mit ansehe, daß meines Kindes Glück und Gesundheit geopfert werden für einen. . . . Nun gut, ich will ja schweigen! Wer hat dir übrigens gesagt, daß ich von Horace Uebles rede?“

„Mrs. Bagot, die es aus ‚zuverlässiger Quelle‘ wußte.“

„Die alte Unheilstifterin! Jedenfalls hat sie Lady Stylton ausgehorcht. Aber ich würde mich schämen, zu leugnen — ja ich habe mit Bitterkeit über den Mann gesprochen, der mir mit so schwarzem Undank begegnet ist, und ich sehe nicht ein, weshalb ich ihn schonen soll. Sein Benehmen gegen dich und seine sonstige schlechte Aufführung sprechen laut genug gegen ihn."

„Sein Benehmen gegen mich ist nie anders als gütig."

„Und eiseskalt! Was er an Herz besitzt, verschwendet er an diese —"

„Wenn du noch ein Wort sagst, Mutter, so verlasse ich das Zimmer." Imogen stand auf; im selben Augenblick drang das Geräusch eines schweren Trittes, der stolpernd die Treppe heraufkam an ihr Ohr — was hätte sie darum gegeben, wenn die Mutter früher schon aufgebrochen wäre!

Mit geröteter Stirne und einem zornigen, unheilverkündenden Funkeln in den Augen trat Horace herein; er war nicht vollständig betrunken, aber vielleicht wäre es besser gewesen, seine Sinne hätten sich schon in einem vorgerückteren Stadium der Umneblung befunden; Lady Craven ihrerseits war durch die Unterredung mit ihrer Tochter aufs höchste erregt, und so war bei diesem Zusammenstoß sehr zu befürchten, daß keines von beiden die sonstige Selbstbeherrschung üben werde.

„Du kommst früher, als ich dachte," sagte Imogen hastig.

„Solch ein verfluchtes Essen kann doch wohl nicht noch länger dauern," versetzte er barsch. „Uebrigens wäre es Zeit für dich, zu Bett zu gehen . . . ich hatte mich wirklich der Ehre nicht versehen, Lady Craven noch hier zu treffen."

Er stieß in dem nicht sehr hell erleuchteten Zimmer gegen einen Stuhl, der mit Gepolter zu Boden fiel; Imogen hob ihn hastig auf, indes der Oberst einen Fluch zwischen den Zähnen murmelte.

„Es hat eben erst zehn Uhr geschlagen," wandte sie ein.

„Ich werde Sie sofort von meiner Gegenwart befreien," rief Lady Craven zornglühend, „obgleich es bei dem Zustand, in dem Sie sich befinden, vielleicht zweckmäßiger wäre, Sie zögen sich zurück!"

„Sehr verbunden für den Rat, gnädige Frau; ich weiß wohl, daß Sie es längst für besser hielten, ich würde mich ganz und gar aus meinem Haus ‚zurückziehen'. Wenn Ihre Tochter diese Ansicht teilt, so bin ich —"

„Ja! ja!" rief Imogen. „Bitte laß uns jetzt allein, Horace, meine Mutter —"

„Sie sehen, wie erschrocken Ihre Frau ist, Herr Oberst, noch ist sie nicht an die Nähe eines Trunkenbolds gewöhnt.“

„Dann soll sie mit Ihnen heimgehen! Zum Teufel, ich habe Ihre Einmischungen satt; keinen Fuß sollen Sie mehr in unsre Wohnung setzen, solange ich hier bin —“ und er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß es dröhnte. „Ich schwöre es bei Gott!“

„Und ich sage Ihnen, daß ich mein Kind nicht schutzlos Ihrer Roheit preisgeben werde! Sie vermessener, verkommener Mensch! Was wären Sie jetzt ohne meine Hilfe? Weggeworfen oder im Schuldturm!“

„Immer besser als das Narrenhaus, in das Sie mich treiben werden.“

„Ausschweifungen und Trinken führen zum Wahnsinn, ohne daß es des Treibens bedürfte!“

„O höre nicht auf sie. ... Um Gottes Barmherzigkeit willen, Horace, bedenke! ... Sie ist meine Mutter! ... Laß uns allein!“

Sie erhob die flehenden Augen zu ihm, sie legte ihm bittend die Hände auf die Schultern, und er stieß sie von sich, wie er nie zuvor gethan.

„In drei Tagen lasse ich euch allein. ... Dann bist du ganz sicher vor meiner Roheit!“ Er lachte bitter, „aber willst du nicht lieber gleich mit ihr gehen? Sie wird dich beschützen ... in ihrem Haus werde ich dich nicht stören, des sei gewiß.“

„O, Horace! Wie kannst du so reden! Du weißt nicht, was du sagst! Komm mit mir hinauf — komm!“

„Nein, mein armes Kind, derlei Auftritte taugen nicht für dich. Thue, was er dir sagt und was ich dir sage — komm mit mir nach Hause. Wenn dein Mann wieder bei Sinnen ist, wird er sich vielleicht seines heutigen Betragens schämen und deine und meine Verzeihung suchen. Bis dahin bist du bei mir besser aufgehoben.“

Mit bebender Hand legte Lady Craven bei diesen Worten ihren großen schwarzen Schleier um; ihre Haltung hatte bei all den harten Worten, die sie vernommen und gesprochen hatte, nichts von ihrer Würde verloren.

„Mutter! ... Kannst du denn auch nur einen Augenblick lang wähnen, ich könnte ihn verlassen? Er ist krank, er weiß nicht, was er sagt ... er ist —“

„Wahnsinnig! Sag es doch gerade heraus!“ rief Horace mit demselben harten Auflachen wie vorhin. „Du hast ja

ganz recht ... ich bin wahnsinnig! Wenn ich mir den Hals abschneide, so kann es dir tröstlich sein, daß ich das vorher gesagt habe. Kümmre dich nicht drum, wenn die Leute sagen, meine liebenswürdige Schwiegermama habe mich in den Tod getrieben!"

Lady Craven machte eine Bewegung des Entsetzens und Ekels. „Großer Gott!" rief sie in ihrer theatralischen Weise. „Wird sich die Erde nicht aufthun und das Ungeheuer verschlingen, dem ich mein Kind preisgegeben?"

„Vielleicht wird es geschehen, vielleicht kann ich in Flammen versinken wie in der Oper und alle glücklich machen durch mein Ende. Ja ... ja, das wird das beste sein," setzte er leise hinzu. Die dunkle Röte auf seinem Gesicht war plötzlich in fahle Blässe übergegangen, er lachte nicht mehr, nur ein unheimliches, gespenstisches Lächeln zuckte um seine Lippen.

Ob aus Schwäche oder einer andern Ursache griff er mit der Hand nach seinem Kopf, und es sah aus, als ob er fallen wollte, aber er raffte sich zusammen und ging mit schleppenden, unsicheren Schritten nach der Thüre. Imogen eilte vor, um ihn zu stützen, allein er schob sie beiseite.

Mit sehr verschiedenen Empfindungen für den Mann, aber der nämlichen unbestimmten, unausgesprochenen Angst lauschten die zwei Frauen dem schweren Tritt, der allmählich auf der Treppe verklang. Lady Cravens Sänfte wurde gemeldet, und ohne ein Wort schieden Mutter und Tochter nach einer schweigenden Umarmung.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Während der übrigen drei Tage, die der Oberst noch in England war, bekam Imogen ihn wenig zu Gesicht; er war sehr viel aus, „in der Stadt", wie er sich herbeiließ ihr zu sagen, ohne jedoch anzugeben, weshalb und zu wem er ging. Sie selbst machte nicht einen einzigen Besuch in der Wimpolestraße, da sie eben jetzt ein Zusammensein mit der Mutter scheute, überhaupt verließ sie das Haus gar nicht, aus Furcht, sich dabei um irgend ein zufälliges Beisammensein mit Horace zu bringen.

Es war am späten Nachmittag vor seiner Abreise; Horace war eben sichtlich ermüdet nach Hause gekommen und hatte

sich in den großen lederbezogenen Armstuhl geworfen, den Imogen ihm ans Fenster gerollt hatte, da ward Sir David Hatherton gemeldet.

„Ich weiß, daß Sie abreisen wollen," sagte der alte Rat, indem er Bethune die Hand schüttelte, „und deshalb komme ich heute noch und zwar in geheimem Auftrag, um Sie auszuhorchen! Gestern abend speiste ich mit Lord Liverpool zusammen und nahm die Gelegenheit wahr, von Ihnen und Ihren Leistungen zu sprechen. Er sagte, daß er schon auf Sie aufmerksam gemacht worden sei, und fügte hinzu: ‚Soviel ich weiß, wird binnen kurzem ein Statthalterposten auf einer der westindischen Inseln frei. Ist des Obersten Gesundheitszustand wohl derart, daß er hingehen könnte? Haben Sie Grund anzunehmen, daß er die Stellung annähme, wenn sie ihm geboten würde?' Natürlich versicherte ich, daß ich darüber keinen Augenblick im Zweifel sei. ‚Nun, gut,' bemerkte der Lord, ‚machen Sie das ausfindig. Eile hat die Sache nicht, da ich vorderhand nicht in der Lage bin, den Posten thatsächlich zu vergeben. Sprechen Sie mit ihm und geben Sie mir Nachricht.' So war's, und da ich über derlei Dinge nie Gras wachsen lasse, entschloß ich mich zu dem Versuch, Ihrer noch vor der Reise habhaft zu werden."

Horaces Lippen waren fest zusammengepreßt; kein Lächeln, kein Freudenstrahl erhellte seine Züge.

„Ich danke Ihnen," sagte er nach kurzem Schweigen, „für die Mühe, die Sie sich meinetwegen gegeben haben, aber meine Gesundheit gestattet mir nicht, diese Stellung anzunehmen, falls sie mir geboten würde."

„Mein lieber Oberst! Das sind ja tolle Ideen! Nicht nach Westindien, während ein heißes Klima für Sie just das Richtige wäre, und ich überzeugt bin, daß Ihre Frau —"

„O! Ich wäre glückselig darüber! ... Hoffentlich lehnst du nicht meinetwegen ab?" fragte Imogen eifrig.

„Nein ... um meiner selbst willen."

„Aber ... wahrhaftig, Herr Oberst —" Sir David schien kaum Worte zu finden, um seinem Erstaunen Ausdruck zu geben. „Ein derartiges Anerbieten ist höchst ehrenvoll. Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen unumwunden sage, daß Sie wahrscheinlich kein zweites erhalten, wenn Sie dies erste ausschlagen. Was sind Ihre Gründe dagegen?"

„Keine im besondern. ... Ich gedenke überhaupt keine Anstellung anzunehmen."

„Und ich hatte gedacht, Sie wünschten eine zu haben," erwiderte der alte Herr sichtlich verstimmt. „Sonst hätte ich mir nicht die Mühe gegeben, würde mich nicht ganz gegen meine Art zum Bittsteller hergegeben haben, wenn ich hätte ahnen können, daß man mir meine Gabe vor die Füße wirft. Nur meiner alten Freundin, der Lady Craven zuliebe, habe ich mit dem Lord gesprochen, und bereue sehr, es gethan zu haben."

„Ich bedaure das gleichfalls," bemerkte Horace. „Es war nie mein Wunsch, daß irgend jemand sich für mich verwende, am allerwenigsten aber einer Dame zuliebe, die mich so gründlich haßt." Er lachte und fuhr dann liebenswürdiger als bisher fort: „Bitte, glauben Sie mir, Sir David, daß ich Ihnen nichtsdestoweniger für Ihre freundliche Absicht Dank weiß."

„Freundliche Absichten, die sich nicht verwirklichen lassen, sind wie Spreu vor dem Winde und niemand etwas nütze."

„Dem, der sie hegt, doch, weil sie ihm Zeugnis geben, daß sein Herz nicht vertrocknet ist. Ernsthaft gesprochen, Sir David, ich bin Ihnen sehr verbunden. Mein Gesundheitszustand, sowohl der geistige wie der körperliche, macht mich vorderhand zu jedem Amt untauglich, das ist die Wahrheit. Was die Zukunft betrifft ... wer von uns kennt sie? Es ist genug, daß jeglicher Tag seine eigne Plage habe."

Sir David sah ein, daß hier jedes Zureden fruchtlos sein würde. Der lebenserfahrene alte Advokat nahm Horace Bethunes Gemützustand nicht leicht und knüpfte ernste Besorgnisse daran, was er Lady Craven ein paar Tage nachher offen mitteilte.

In der grauen Morgenfrühe eines Sommertags nahmen Horace und Imogen Abschied voneinander, und so wenig die äußeren Umstände dies zu rechtfertigen schienen, lag doch ein seltsamer Ernst über diesem Scheiden.

„Das Leben ist ein unzuverlässiges Ding," sprach er, ihre Hand in der seinen haltend, und sah ihr lange in die süßen, traurigen Augen, „und wenn wir uns nicht wiedersehen sollten — eine Möglichkeit, die man ja stets ins Auge fassen muß, so möchte ich dir heute noch sagen, daß du einen besseren Gatten verdientest als mich, Imogen. Die Verhältnisse waren gegen mich. ... Deine Mutter und ... und meine Krankheit und ... meine Vergangenheit. Wäre das alles nicht gewesen, so hätten wir vielleicht ganz glücklich werden können, meine arme kleine Frau, du! ... So wie die Dinge jetzt stehen, glaube ich, daß mein Tod das Wünschenswerteste für deine Zukunft wäre —

ich sollte ausscheiden aus deinem jungen Leben und einem besseren Platz machen."

„Horace! Du brichst mir das Herz, wenn du so redest," sagte sie mit zuckenden Lippen. „Du weißt — du solltest wissen — daß ich die ganze Welt hingeben würde um dich. Wenn du irgend ein Vorgefühl von Gefahr hast, o, dann laß mich mit dir gehen! Es ist nicht zu spät ... in einer halben Stunde kann ich ganz fertig sein. O Horace! Wenn du krank würdest — auf den Tod krank und ich nicht bei dir wäre. ... Ich könnte es mir nie verzeihen — ich würde immer denken, du hättest gerettet werden können, wenn ich, deine Frau, bei dir gewesen wäre!"

„Und weil du meine Frau bist, wirst du dich nicht gegen meine Wünsche auflehnen! Laß dir indes zum Trost gesagt sein — wenn ich ein Vorgefühl irgend welcher Art habe, so ist es das, daß keine schleichende Krankheit mich hinrafft. Wenn der Tod kommt, ob bald, ob spät, wird er plötzlich kommen, und keines Menschen Nähe kann ihn bannen. ..."

In dem Augenblick trat Franz, der deutsche Diener, ein ehrlich und verständig aussehender, etwas vierschrötiger Blondkopf herein und meldete, daß der Reisewagen gepackt und alles zur Abfahrt bereit sei.

Horace Bethune schlang die Arme um sein Weib und küßte ihre Stirn, wie ein zärtlicher Bruder eine junge Schwester geküßt haben würde.

„Gott segne dich!" sprach er leise. „Wenn du kannst, so vergib mir das Leid, das ich über dich gebracht habe. ... Ich will mein Bestes thun, es zu heilen, Imogen!"

Er zog die Reisemütze über die Ohren, hing sich den alten Militärmantel um die Schultern und hinkte nach der Thüre; als er sich noch einmal umwandte, sah er, daß sie im Uebermaß des Schmerzes auf das Sofa gesunken war und ihr Gesicht in den Kissen vergrub.

Wochen vergingen; ein Brief hatte seine Ankunft gemeldet, und ein zweiter, der nach ziemlicher Pause eingetroffen war, berichtete von der günstigen Wirkung der Bäder, die sich schon fühlbar mache, und von den Aussichten auf Genesung, welche die dortigen Aerzte ihm gäben. Dann trat ein langes Schweigen ein; offenbar war Horace Bethune kein Held der Feder. Imogen war voll Angst und Unruhe, aber zwischen ihr und der Mutter wurde der Name ihres Gatten nie genannt, es war ein stillschweigendes Uebereinkommen zwischen

den beiden, daß nichts, was unmittelbar auf ihn Bezug hatte, berührt werden sollte.

Lady Craven stellte alle möglichen Versuche an, die Tochter zu unterhalten, ihre Gedanken abzulenken und sie wieder in den alten Kreis der schwärmerischen Musikfreunde einzuführen, aber die junge Mrs. Bethune war nicht mehr die einstige Imogen Craven; was ihr als Mädchen Bedürfnis und Lebenselement gewesen war, erschien ihr jetzt ganz ungenießbar. Sie langweilte sich; alles Gebotene war ihr zuwider und sie fühlte sich außer stande Mrs. Bagots Klatsch „aus sicherer Quelle“ oder Mr. Macphersons „Geistreicheleien“ auch nur scheinbar Aufmerksamkeit zu schenken, und ihre Gedanken schweiften fernab im fremden Land, wenn Herr Schram gegen die italienische Musik wütete.

Nur der Verkehr mit zwei Menschen war ihre wirkliche Freude, und gerade dies verdroß Lady Craven sehr, widerspruchsvoll wie der Mensch nun einmal ist. Mrs. Priam und John Darville hatten sich in der nahegelegenen Wigmorestraße möblierte Zimmer gemietet und regelmäßig fand sich Imogen jeden Morgen bei ihrer Tante ein.

„Was du mit deiner Tante Elisa immer zu sprechen haben kannst, ist mir unerfindlich!“ erklärte Lady Craven häufig. „Sie ist ja in ihrer Art eine treffliche Frau, aber eigensinnig wie ein Bock und vollständig ungebildet.“

Imogen hätte ihr dies Rätsel mit einem Wort lösen können — sie sprach mit Mrs. Priam von ihm; der einfachen, herzensguten Frau konnte sie ihr Herz ganz anders erschließen als der höher beanlagten Schwester. Zum Mitfühlen gehört keine Gelehrsamkeit, und mitfühlen konnte Mrs. Priam so gut als schweigen, wenn's darauf ankam, nur leider ihrer Schwester gegenüber nicht immer.

Als Lady Craven gelegentlich bei ihr auf den Schwiegersohn zu reden kam, rief sie, von ihrer Leidenschaft hingerissen: „Ich flehe zum Himmel, daß er nicht zurückkommen möge! Mein Kind wird mir nie mehr werden, was sie mir war, solange der Mann lebt!“

„Großer Gott! Du wirst doch nicht seinen Tod wünschen? Die Imogen scheint mächtig an ihm zu hängen, und wenn er auch nicht genau der ist, für den du ihn gehalten hast, so kann er sich ja auch ändern —“

„Niemals! Es mag sein, daß er von der Person läßt, es mag sein, daß er das Trinken aufgibt, aber er ist von

einer eingefleischten Roheit, und unfähig, mein Kind nach seinem wahren Wert zu schätzen, dabei heftig wie ein Satan. Wenn er es aber nach seiner Rückkehr so forttreibt wie in letzter Zeit, so müssen sie sich trennen, dazu bin ich fest entschlossen."

Mrs. Priam riß die Augen weit auf und schüttelte energisch den Kopf.

„Dummes Geschwätz!" rief sie ehrfurchtslos. „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden. Imogen wird nie darein willigen — nie!"

„Du wirst die Güte haben, deine Ratschläge für dich zu behalten," versetzte Lady Craven hochmütig. „Nichts ist so bedenklich als Einmischung in eine Ehe."

„Sehr richtig! Deshalb möchte ich dir dringend raten, die jungen Leute ihre Schwierigkeiten unter sich ausmachen zu lassen."

„Wenn ich spreche, so ist das keine Einmischung; ich bin meines Kindes natürlicher Berater!" warf Lady Craven hitzig hin, worauf die beiden Schwestern einander einige Tage aus dem Weg gingen.

Mit John sprach Imogen seltener von ihrem Gatten und immer nur in Bezug auf dessen körperliches Befinden. Der Vetter war nicht ohne Kenntnisse in der Medizin, und sie überlegte gerne mit ihm die Aussichten für oder wider die Genesung des Obersten und die Zeitdauer der Badekur. John erzählte ihr von Fällen, in denen eine Besserung sehr rasch, und von andern, in denen sie sehr langsam, aber nicht minder sicher eingetreten war, und sie glaubte ihm aufs Wort, denn sie wußte, daß auch das Verlangen sie zu trösten, diesen Mann nicht zu einer Unwahrheit veranlassen konnte.

John hatte sich im letzten Jahr sehr verändert und eine Sicherheit der Haltung gewonnen, die ihm früher gänzlich gemangelt hatte, man konnte ihn nun keineswegs mehr linkisch nennen, wie Lady Craven es dereinst so wegwerfend gethan hatte. Ihre Gefühle für ihn hatten sich überhaupt seit dem Zusammensein in Brüssel gänzlich verändert, und mit der Erbitterung gegen Horace steigerten sich Anerkennung und Bewunderung für den Charakter seines Nebenbuhlers. Sie sprach mit ihm rückhaltlos über Bethune, was weder klug noch zartfühlend genannt werden konnte, und erwähnte des Obersten fortdauerndes Verhältnis mit Mrs. Poyntz als eine durchaus sichere Thatsache, von der jedermann Kenntnis habe, nur Imogen nicht.

„Mein armes Kind will ja kein Wort gegen ihn hören; wenn ich von fern eine Andeutung mache, ist sie mir böse und ach! von dem schrankenlosen Vertrauen, das sie als Mädchen zur Mutter hatte, ist gar nicht mehr die Rede. Mein süßer Liebling! Sie lebt in einem erträumten Paradies oder vielmehr einem erträumten Fegfeuer! Sie leidet namenlos, aber sie hat sich eine Art Glauben zurecht gemacht, daß alles wieder gut werde und daß ihr schlechter Mann gereinigt und geläutert aus all dem Sumpf und Schmutz hervorgehen werde. Ach! Wenn ich dran denke, was ich von diesem Mann erwartet habe und als was er sich gezeigt hat, könnte ich blutige Thränen weinen!"

„Mit Thränen ist nichts geholfen und mit harten Worten noch weniger," versetzte John ziemlich streng. „Was geschehen, ist unwiderruflich, die Zukunft ist verhüllt und somit die Gegenwart das einzige, womit wir uns zu befassen haben. Imogen ist unglücklich, aber dies Unglück zu mehren oder zu mindern liegt in Ihrer Hand. Lassen Sie ihr so lang als möglich den blinden Glauben an Bethunes Treue und, um Gottes willen, lassen Sie Ihren persönlichen Zwist mit ihm nicht ewig andauern. Sie machen damit sich selbst so elend wie sie, und wenn Sie über Mangel an Vertrauen von Imogens Seite klagen — was ist die Schuld? Sie weiß, daß Sie den Oberst hassen — er ist ihr Gatte, und sie ist viel zu ehrenhaft, um Angriffe auf ihn zu ertragen."

„Ach!" rief sie, die Hände zum Himmel erhebend, „wollte Gott, Sie wären dieser Gatte! Dann wäre alles gut geworden und meines Kindes Herz mir nicht entfremdet —"

„Halten Sie ein," unterbrach sie John tieferrötend. „Ich muß Sie bitten, nie wieder auf diese meine Thorheit zurückzukommen. Sie hatten richtiger gesehen als ich — Imogen liebt ihren Mann, hat ihn geliebt auf den ersten Blick. Wie hätte sie mich lieben sollen, nachdem sie ihn gesehen? Ich wußte damals blutwenig von der Welt, jetzt verstehe ich das alles besser. Wenn einer einmal aus dem Sattel geworfen wird, lernt er sein Teil dabei — er bekommt einen festeren Sitz und preßt sein Pferd fest zwischen seine Kniee."

„Das hoffe ich zu Gott, aber gerade deshalb müssen Sie einmal heiraten; ein alter Junggeselle dürfen Sie mir nicht werden!"

Etwa fünf Wochen nachdem der Oberst England verlassen, stattete Sir David Hatherton Lady Craven seinen ge-

wohnten Sonntagnachmittagsbesuch ab, was eine freundschaftliche Gewohnheit seit Jahren war; auch andere alte Verehrer der schönen Frau pflegten sich häufig an diesem Tag bei ihr einzufinden, und sie saß dann, der Huldigungen gewärtig in ihrer Ecke am Fenster, mit einem neuen Paar Lederhandschuhe und Youngs Nachtgedanken oder dem verlorenen Paradies als geeigneter Sonntagslektüre vor sich.

An diesem Tag kam Sir David besonders zeitig und plauderte eine halbe Stunde mit den Damen allein, ehe ein zweiter Besucher sich einfand. Als dann Sir Pole gemeldet wurde, trat Sir David, der längst auf die Gelegenheit gewartet hatte, ein paar Worte mit Imogen allein zu reden, dem neuen Ankömmling seinen Platz neben der Mutter ab und setzte sich zur Tochter aufs Sofa.

„Haben Sie kürzlich Nachricht von Ihrem Mann erhalten?“ fragte er.

„Nein — seit vierzehn Tagen nicht, was mich ziemlich besorgt macht. Meinen Sie, ich solle an seinen Diener schreiben?“

„Ist Ihnen bekannt, daß er sehr viel Geld mit auf die Reise nahm?“

„Nein. Weshalb fragen Sie das?“

„O — ich traf nur gestern seinen Bankier — Stocks, und eine Aeußerung von diesem brachte mich auf den Gedanken, Ihr Mann könnte eine größere Summe Geldes mit sich genommen haben, als ratsam.“

Diese Bemerkung Sir Davids versetzte Imogen in große Unruhe. Fürchtete er wohl, daß der so bieder aussehende Diener seinen Herrn berauben würde? Sie konnte sich das nicht recht ausdenken, allein ein banges Gefühl wurde sie den ganzen folgenden Tag nicht los und schließlich faßte sie den Entschluß, dem Arzt in Wildbad zu schreiben.

Aber noch ehe ihr Brief beendigt war, brachte ihr die Post ein Schreiben in einer ihr fremden, ungeschickten, kritzlichen Hand, und die Nachricht, die es enthielt, war so entsetzlicher Art, daß alles, was sie gefürchtet hatte, nichts dagegen war.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

„Wildbad, den 30. Juni.

Gnädige Frau!

Ich schreibe an Sie in großer Angst. Ich weiß kaum, wie ich Ihnen sagen soll, daß etwas so Schreckliches geschehen ist, und möge Ihnen der liebe Gott beistehen und Ihnen Kraft geben. Mein armer Herr ist gestern abend ausgegangen, um am Fluß spazieren zu gehen. Das Essen hatte ihm geschmeckt; er hat gar nicht schlecht ausgesehen, im Gegenteil, in den letzten vierzehn Tagen ist es ihm immer besser gegangen. Weil er nicht zum Abendessen heimkam, wurde ich ängstlich und ging fort, um nach ihm zu sehen. Nirgends fand ich ihn und da ging ich ins Wirtshaus zurück und nun kamen noch andre Bediente mit Laternen und halfen mir suchen. Die ganze Nacht haben wir gesucht und erst heute früh, wie es schon Tag wurde, haben wir Fußstapfen im Schmutz am Ufer gefunden und ganz nahe dabei das Buch, in dem er gelesen hat und seinen Stock. Das Wasser ist an der Stelle sehr tief und ein wenig weiter unten ist ein Wasserfall. Wir haben ihm nach allen Richtungen nachgespürt, wir haben alle Bauern ausgefragt und Belohnungen versprochen, aber es hat nichts geholfen. Es sind noch nicht zwölf Stunden, daß mein Herr verschwunden ist. Ich habe es bis jetzt hinausgeschoben, an die gnädige Frau zu schreiben, aber länger darf ich es nicht verschieben, denn es ist keine Hoffnung mehr! Ich bleibe hier, bis ich Ihre Befehle bekomme. Der Doktor meint, es sei ein Zufall gewesen, daß er ausgeglitten sei, und ich hoffe das auch: vielleicht, daß man in seinen Papieren, die das Gericht schon an sich genommen hat, etwas Näheres findet.

Mit der größten Teilnahme verbleibe ich Ihr gehorsamster, unterthänigster Diener

Franz Schott."

Lady Craven fand ihre Tochter bewußtlos auf dem Boden ausgestreckt, und es dauerte lange Zeit, bis es gelang, sie ins Leben zurückzurufen. Die Mutter schickte nach dem Arzt, und nachdem es ihr gelungen war, den Inhalt des fehlerhaft und fast unleserlich geschriebenen Briefes zu entziffern, den sie Imogens

eisiger Hand entwunden hatte, ließ sie auch John Darville und Sir David Hatherton eiligst zu sich entbieten.

So war also das Ende da und geschehen war, was sie vom Himmel erfleht hatte — der Fluch war gelöst von ihrem Dasein! Diese Erfüllung ihrer geheimsten Wünsche hatte etwas Erschreckendes; fast war ihr zu Mut, als ob sie die Schuld trüge an diesem Tod! Da saß sie und blickte unverwandt in das blasse, leblose Gesichtchen ihrer Tochter, bis das Herz der eigenwilligen und doch großmütigen Frau von tiefer Rührung ergriffen ward und Thränen in ihre Augen traten.

„O daß ich an deiner Statt leiden könnte, mein Liebling," sprach sie laut. „Und alles war meine Schuld von Anbeginn! Es ist besser für dich — besser für uns beide, daß er von uns genommen ist, mein armes Kind — aber ach, wie schwer ist der erste Schmerz für dich!"

Zwei Stunden darauf saß Imogen in dem dunkel verhängten Zimmer; sie sah geisterhaft blaß aus, aber sie war gefaßt, und wenn ihre Stimme auch schwach und wie aus weiter Ferne kommend klang, beantwortete sie doch jede Frage klar und ohne Zögern. Ihre Tante saß neben ihr auf dem Sofa; Lady Craven am Tisch bei Sir David Hatherton, der eben den Brief des Dieners studiert hatte und sich einiges daraus aufzeichnete. John saß ihnen gegenüber und lauschte, den Kopf auf die Hand gestützt, aufmerksam den Fragen und Bemerkungen des alten Juristen. Imogen hatte darauf bestanden, ihn persönlich zu sehen und aus seinem eignen Mund seine Auffassung der Sachlage zu vernehmen, obwohl Lady Craven, welche die Aufregung für sie fürchtete, sich dem widersetzt hatte.

„Sie sagen, daß dieser Deutsche erst zwei Tage vor der Abreise in Oberst Bethunes Dienste trat? Wissen Sie, ob er ihm packen half?"

Imogens zitternde Finger spielten unruhig mit den Bändern an ihrem Musselinkleid, als sie erwiderte: „Ja, Horace meinte, er verstünde es besser als sein Bursche."

„Aha!" Offenbar stimmte diese Antwort zu Sir Davids vorgefaßter Meinung. „Und der Oberst wußte von dem Menschen nichts, als was seine Zeugnisse als Reisediener besagten?"

„Sonst nichts."

„Ich sagte Ihnen letzten Sonntag, daß mir zu Ohren gekommen sei, der Oberst habe eine bedeutende Summe Geldes bei sich. Jetzt kann ich Ihnen sagen, daß ich von Mr. Stocks erfuhr, er habe zu dessen großer Ueberraschung wenige Tage

vor der Abreise seine dreiprozentigen Papiere verkauft und sein ganzes kleines Vermögen in Barem von der Bank weggenommen. Das ist ein so auffälliger Schritt, daß man sich unwillkürlich nach den Beweggründen fragt, und ich fürchte, diese Handlungsweise läßt eine zeitweise Störung erkennen" — er deutete auf seine Stirne. „Das träfe nun zusammen mit der Vermutung, die dieser Bursche zwar nicht unumwunden ausspricht, aber doch offenbar hervorrufen will, daß nämlich der Tod seines Herrn ein Selbstmord sei. . . . Verzeihen Sie mir, meine liebe Mrs. Bethune, wenn ich allzu offen spreche."

Die arme Frau war sichtlich zusammengeschreckt und atmete hastig und unruhig — „aber ich muß gestehen, daß manches vorliegt, was diese Annahme wahrscheinlich macht. Hat der Oberst je ein Wort verlauten lassen, woraus zu schließen wäre, daß er sich in Gedanken mit solch einer That beschäftigt hätte?"

Imogen lehnte sich gegen die Kissen und drückte die Augen zu; offenbar sammelte sie Kraft, um zu antworten.

„Ja," sagte sie mit klangloser Stimme. „Eines Abends — er war an diesem Abend nicht mehr bei Sinnen — sprach er von einem Selbstmord . . . als etwas Möglichem." Lady Craven beugte sich über den Tisch, um die zitternde Hand der jungen Frau zu erfassen, aber diese schauderte sichtlich vor ihrer Berührung zurück.

„Erinnern Sie sich deutlich seiner Worte?"

Sie erbebte. „Die Worte waren: ‚Wenn ich mir den Hals abschneide, so kann es dir tröstlich sein, daß ich vorher gesagt habe, ich sei wahnsinnig.‘ Aber ich hielt es für eine Zornesrede, der ich keine thatsächliche Bedeutung beimaß — er war völlig außer sich."

„Sonstiger Aeußerungen entsinnen Sie sich nicht?"

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und stöhnte.

„Nur seiner letzten Worte — —"

„Verzeihung, meine liebe Mrs. Bethune; aber wenn Sie im stand wären, uns diese zu wiederholen, so möchte das von Wert sein."

Mit größter Selbstüberwindung raffte sie sich auf: ihre Hände hingen kraftlos herab und ihre thränenlosen Augen starrten ins Weite, während sie leise sprach: „Er sagte, das beste für mich wäre, wenn er stürbe. Und als ich ihn fragte, ob er irgend eine böse Ahnung habe, erwiderte er: ‚Wenn ich ein Vorgefühl habe, so ist es das, daß ich nicht lange krank sein werde; wenn der Tod mich ruft, wird es plötzlich geschehen!‘"

„O Gott! Wie gräßlich!“ rief Mrs. Priam.

Blaß und leblos, wie zu Stein geworden, saß Lady Craven da.

„Sehr merkwürdig,“ sagte Sir David kopfschüttelnd. „Wenn er aber von diesem Gedanken beherrscht war, so wird das Flüssigmachen seines Vermögens noch rätselhafter. In zweiter Linie ist nun ins Auge zu fassen: nahm er das Geld mit sich? Und wenn, wo hat er es untergebracht? Wenn nicht, was ist daraus geworden?“

„Das kann ich nicht sagen,“ flüsterte Imogen kaum hörbar. „Falls er das Geld mitgenommen, vermuten Sie dann, daß der Bediente ihn beraubt hat?“

„Ich hatte diesen Verdacht, als ich am Sonntag mit Ihnen sprach, und ich muß gestehen, daß er sich mir in einer Hinsicht seither eher verstärkt hat — in andrer allerdings nicht, denn daß der Mann selbst Sie von dem Geschehenen in Kenntnis setzt und sich nicht aus dem Staub macht, spricht zu seinen Gunsten. Immerhin hätte sich in diesem Fall ohne große Gefahr der Entdeckung ein Verbrechen begehen lassen, und es ist deshalb unsre Pflicht, jemand hinzusenden, der auf Grund genauerer Kenntnis der Verhältnisse, als die dortigen Behörden sie besitzen, das Geheimnis zu ergründen sucht.“

John Darville hob den Kopf. „Ich bin bereit, heute nacht zu reisen.“

Es trat eine Stille ein, daß man eine Weile lang die Uhr auf dem Kaminsims ticken hörte, dann erhob sich zu aller Erstaunen Imogen und sagte mit großer Entschiedenheit, obwohl sie sich am Tisch festhalten mußte: „Ich werde mit dir gehen. Ich finde keine Ruhe, bis ich dort bin und alles weiß.“

„Mein Herzenskind!“ rief Lady Craven, die Hände ringend. „Das kannst du nicht! Du bist wahrhaftig nicht im stande, eine solche Reise jetzt zu unternehmen. Lassen wir John allein gehen und in ein paar Tagen folgen wir ihm, du und ich.“

„Nein, Mutter,“ sagte sie ruhig und bestimmt, aber es leuchtete etwas wie Haß und Rache in ihrem Auge. „Du und er, ihr wart Feinde — du darfst dorthin nicht mit mir gehen. ... Ich kann nicht glauben, daß er tot ist! Ich gebe die Hoffnung noch nicht auf, und wenn ich ihn wiederfinden sollte, dürftest du nicht bei mir sein. Ich fühle mich vollkommen kräftig genug, heute nacht zu reisen, jede Stunde hier macht mich unglücklicher und elender.“

Lady Craven stieg das Blut ins Gesicht vor Kränkung,

Aerger und Jammer; sie setzte sich, griff nach einer Feder und malte seltsame Hieroglyphen auf das Blatt Papier, das vor ihr lag. Tante Betty klopfte Imogen mit ihrer knochigen Hand auf die Schulter.

„Der Herr sei mit dir, meine Liebe, aber du kannst doch nicht reisen ohne ... ohne irgend jemand. Ich bin zwar keine große Reisende, aber wenn du mich haben willst —"

„Nein, nein, Tante. John wird bis Wildbad für mich sorgen und im übrigen habe ich meine Jungfer, sonst brauch' ich niemand ... wann geht das nächste Schiff von Dover ab?" wandte sie sich plötzlich an Darville.

„Morgen früh. Wir müssen heute nacht noch nach Dover."

„Ich fürchte, ich wäre dir mehr ein Hindernis als eine Hilfe," bemerkte Tante Betty. „Die Seekrankheit spielt mir gar so übel mit, aber wenn du willst —"

Imogen schüttelte den Kopf.

„Mir kann niemand beistehen. Ich muß so rasch als möglich hinkommen und darf mich nicht der Gefahr aussetzen, durch Krankheit unterwegs aufgehalten zu werden. Vier Tagereisen sind es auf dem Festland! Fünf Tage, ehe irgend etwas geschehen kann! O, das ist eine ganze Ewigkeit!"

„Auf wann soll ich die Extrapost bestellen?" fragte Darville.

„Das weißt du selbst am besten — mache es, wie du willst," flüsterte sie mit Ungeduld.

„Wenn diese Reise eine abgemachte Sache ist," sagte Sir David, „so werde ich mein Möglichstes thun, Ihnen Empfehlungsbriefe zu verschaffen, und Ihnen einige Notizen mitgeben über die wichtigsten Punkte, auf die Sie Ihr Augenmerk zu richten haben. Ich bin ganz Mrs. Bethunes Ansicht, daß wir noch nicht alle Hoffnung aufzugeben brauchen. Die Wahrscheinlichkeit ist nicht groß, aber immerhin ist es nicht unmöglich, daß der Oberst von Räubern zum Zweck der Erlangung eines Lösegelds weggeschleppt worden ist — es sind innerhalb der letzten zwanzig Jahre ein oder zwei Fälle dieser Art vorgekommen. Mr. Darville muß Geduld üben, all seinen Scharfsinn, seine ganze Thatkraft aufbieten und jede Spur gewissenhaft verfolgen."

Lady Craven, die seit einiger Zeit geistesabwesend dagesessen hatte, den Blick unverwandt auf die Feder geheftet, die sie in ihren zitternden Fingern festhielt, erhob sich rasch.

„Darf ich Sie bitten, Sir David und auch Sie, Vetter

John, mit mir in mein Zimmer zu kommen? Was ich Ihnen zu sagen habe, wird besser nicht in Gegenwart meiner Tochter ausgesprochen, die mich als ihres Gatten Feindin betrachtet. . . . Ob ich das wirklich bin, mögen Sie erwägen, wenn ich mich ausgesprochen haben werde."

Mit diesen Worten schritt sie majestätisch zur Thür hinaus; die beiden Männer folgten ihr.

In ihrem Wohnzimmer angelangt, setzte sie sich nicht, sondern stellte sich aufrecht neben den Tisch in der Mitte und begann: „Wenn mein Schwiegersohn nicht tot ist, so liegt noch eine andere Möglichkeit vor, die Sie übersehen, Sir David — es mag ihm wünschenswert sein, für tot zu gelten."

„Was wollen Sie damit andeuten, verehrte Frau?"

„Er kann mit Mrs. Poyntz entflohen sein."

„Gott im Himmel! — Dann allerdings wäre die Erklärung dafür gefunden, daß er sein Kapital flüssig machte! Aber welchen Anlaß haben Sie, eine derartige Vermutung aufzustellen?"

„Er hat den Verkehr mit dieser Frau niemals abgebrochen — er war täglich bei ihr, solang sie sich in England aufhielt."

„Das beweist nicht, daß er seine Frau verlassen wollte," sagte John.

„Die Thatsache, daß er eine Statthalterschaft auf den westindischen Inseln, die Lord Liverpool ihm mündlich durch mich anbieten ließ, abgelehnt hat, spricht sehr für Lady Cravens Lesart. Ich konnte mir damals sein Verhalten nicht erklären; wenn er freilich einen derartigen Schritt plante —"

„Ich kann es nicht glauben!" fiel ihm John Darville ins Wort. „Mir war der Oberst nie sympathisch; ich hatte nie eine günstige Meinung von ihm, aber das kann ich ihm doch nicht zutrauen, ein Tod durch die eigene Hand wäre ja eine gute That dagegen — er kann solchen Jammer und solche Unehre nicht über sein Weib bringen."

Lady Cravens Gewissen rührte sich heftig; sie wurde bald blaß, bald rot, hatte aber das Bedürfnis, die Wahrheit zu bekennen.

„Er mag dazu getrieben worden sein durch sein eigenes Betragen, durch das es leider drei Tage vor seiner Abreise von England zu einem heftigen Auftritt zwischen uns kam. Bethune war vollständig betrunken und führte abscheuliche Reden. Imogen hat Ihnen gesagt, daß er von Wahnsinn sprach, und ich habe mir nur den Vorwurf zu machen, daß ich

ihn als zurechnungsfähig behandelte. Ich war empört ... ich suchte ihn zu reizen, um einen Funken von Schamgefühl in ihm zu erwecken ... Gott weiß, mit welchem Erfolg! Er sprach damals von ‚Verschwinden‘. ‚Die Erde möge ihn verschlingen.‘ ... Ich hoffe sehnlich, daß mein schlimmster Verdacht sich nicht bewahrheiten möge, ich hoffe, daß Horace Bethune tot ist und nicht durch seine eigene Hand. Aber ich halte es — alle Selbstsucht beiseite setzend — für meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß ich vermute: der Mann lebt und mein armes Kind ist nicht befreit, wie ich es ersehnte.“

„Ganz richtig, ganz richtig,“ erwiderte der alte Freund. „Es macht Ihnen unter diesen Umständen große Ehre, daß Sie selbst uns diese Fährte weisen, die verfolgt werden muß, und deren Wichtigkeit Sie jedenfalls erkennen, Mr. Darville?“

„Allerdings ... es darf nichts unversucht bleiben. Ließe sich Mrs. Poyntz' jetziger Wohnort irgendwie ermitteln?“

„Ich werde sofort zu Bankier Coutts gehen.“

„Es ist mir sehr zweifelhaft, daß irgend jemand ihre Adresse hat,“ bemerkte Lady Craven, „und schon das ist ein verdächtiger Umstand. Wenn es sich herausstellt, daß Bethune meine Tochter verlassen hat, so wird die rechtliche Scheidung keine Schwierigkeiten haben, Sir David?“

„Damit hat es noch gute Wege,“ versetzte der alte Jurist etwas ungeduldig. „Vorderhand gilt es nur, herauszubringen, was aus ihm geworden ist.“

Spät am Abend erschien Sir David wieder in der Wimpolestraße. Er war bei Coutts gewesen, auf der russischen Gesandtschaft und bei einem der ältesten Freunde von Mrs. Poyntz, einem polnischen Juden Namens Bela, der, so hieß es, alle ihre Geschäftsangelegenheiten ins reine gebracht hatte. Nirgends hatte er Auskunft erhalten; an den beiden erstgenannten Orten wußte man nicht, wo sie sich aufhielt; Mr. Bela wußte es vielleicht, sagte es aber nicht.

Ebensowenig Erfolg hatte er mit seinen Erkundigungen betreffend des Obersten Geld gehabt. Sir David hatte mehrere Kameraden von Horace aufgesucht, um zu erfahren, ob er in letzter Zeit Ehrenschulden eingegangen und diese vor der Abreise bezahlt habe. Niemand wußte etwas davon. Er hatte seit seiner Verheiratung weder gespielt noch gewettet. Der Makler, der in seinem Auftrag die Papiere verkauft hatte, konnte Sir David nichts weiteres sagen, und so kehrte dieser mit leeren Händen von seiner Entdeckungsreise zurück.

Mit ihrem jungen belgischen Kammermädchen und in Begleitung John Darvilles fuhr Imogen noch am selben Abend mit Extrapost nach Dover ab. Die Notwendigkeit zu handeln, hatte ihr Kraft und Fassung wiedergegeben. Der Mutter unbezähmbarer Jammer, ihr leidenschaftliches Flehen, daß Imogen bald zurückkehren, sie nicht für lange verlassen, ihre grauen Haare nicht mit Kummer in ein vorzeitiges Grab bringen möge, hatten des jungen Weibes versteinerte Züge äußerlich nicht bewegt. Sie war zu tief getroffen, um Kummer zu zeigen, und der Mutter Worte verhallten wie ein Hauch. All ihre Gedanken waren mit äußerster Anspannung jedes Nervs auf das eine gerichtet, sie sah nichts vor sich, als ihres Gatten Züge, sie hörte keinen andern Klang, als den seiner Stimme.

„John Darville wird für dich sorgen, mein Püppchen," sagte Mrs. Priam, als sie die Nichte noch einmal in ihre Arme schloß, „und dich so wenig außer acht lassen, wie die Katze die Maus. Da kann ich mich auf ihn verlassen, sonst ginge ich mit dir, ob dir's lieb wäre oder nicht. Mit mir hat der Oberst ja nie Streit gehabt, siehst du. Und wenn du ihn findest, Kind, dann hältst du zu ihm, das sage ich dir, und kümmerst dich nicht um deine Mutter. Ist der arme Mann wirklich tot und hat er sich selbst umgebracht, nun, so müssen wir's eben tragen, und je weniger Worte wir darüber verlieren, desto besser."

„Wildbad, den 11. Juli 1816.

Meine geliebte Mutter!

Ich bin zu müde und zu traurig, um Dir mehr sagen zu können, als daß ich gestern ohne Fährlichkeit hier ankam; John, dessen Beistand mir von unschätzbarem Wert gewesen ist, wird Dir ausführlicher schreiben, obwohl leider wenig genug zu sagen ist. Wir haben noch keinerlei Gewißheit erlangt, außer der einen, daß Franz, meines Mannes Diener, gottlob unschuldig ist. Ein an mich überschriebener Brief, den man in meines armen Horace Mappe vorgefunden hat, gibt darüber völlige Klarheit. Er nimmt darin von mir Abschied und bittet mich um Verzeihung — mein armer Liebster! Ob er den Selbstmord plante oder nicht, daß sein Geist umnachtet war, als er diese Zeilen schrieb, ist nur zu klar! Ich gebe die Hoffnung noch nicht ganz auf. Alles — versteh mich recht, Mutter — alles wäre mir tröstlicher als sein Tod und zwar sein Tod durch eigne Hand. O Mutter, ich darf es nicht ausdenken!

Die ganze Nacht liege ich da und versuche zu schlafen und immer sehe ich ihn vor mir, wie er den Fluß hinuntertreibt. Bete für mich und bete für ihn. O laß alles Vergangene ausgelöscht sein!

In Treuen Deine unglückliche

Imogen."

Diesen Brief erhielt Lady Craven nach einer qualvollen Woche voll Angst und Unruhe, während deren sie sich mit ihrer Schwester zweimal entzweit und zweimal versöhnt hatte. Die Einlage von John Darvilles Hand lautete:

„Liebe Cousine Margaret!

Meinem Versprechen gemäß will ich versuchen, Ihnen einen möglichst getreuen, eingehenden Bericht über den Stand unserer Angelegenheit zu geben, vor allem aber Ihnen mitteilen, wie meine Cousine die ermüdende und lange Reise ertragen hat. Sie wollte Tag und Nacht fort fahren, aber ich bestand darauf, daß sie wenigstens zweimal in einem Gasthof abstieg und sich zur Ruhe legte. In Calais hatte ich einen Reisewagen genommen und einen reitenden Boten, so daß wir bei unserer Ankunft die Zimmer bereit und Franz unser wartend fanden. Dieser sah keineswegs verdächtig aus und schon die erste kurze Unterredung reichte hin, mich von seiner Unschuld zu überzeugen, selbst ehe noch meine Cousine ihres Mannes Brief gelesen hatte.

Dieser Brief ist sehr rätselhaft. ‚Dies Dasein ist mir unerträglich geworden,‘ heißt es darin. ‚Ich habe mir den Schritt, den ich unternehmen will, reiflich überlegt und bin überzeugt, zu Deinem Glück beizutragen, indem ich Dich von einem Gatten befreie, der Dich so schmerzlich gekränkt hat. Deine weiche Seele wird zuerst um mich trauern und das Erbarmen mit meinem Geschick wird meine Missethaten aus Deinem Gedächtnis verdrängen, aber die Zeit wird nicht ausbleiben, wo Du mir Dank wissen wirst, daß ich den gordischen Knoten zerhauen habe, in den durch Deiner Mutter Thun unser beider Leben verwickelt ist. In dieser feierlichen Stunde des Lebewohls sei es jedoch ferne von mir, sie anzuklagen; lieber will ich sie bitten, mir zu vergeben, daß ich ihr so viel Kummer bereitet habe, und es wird ihr leichter werden, gegen den Sterbenden milder zu sein, als gegen den Lebenden, dessen Dasein, wenn es fortdauern würde, ihr ein Stachel im Fleisch wäre.‘

Ich habe diese Stelle wörtlich angeführt, einmal weil sie eine Botschaft an Sie enthält, und dann, damit Sie erkennen, wie wohlgegründet unsere Annahme ist, daß der Schreiber dieser Zeilen — er brachte sie zu Papier eine Stunde ehe er ausging und verschwand — den Selbstmord plante.

Selbstverständlich habe ich die von Ihnen ausgesprochene Vermutung nicht außer Aug gelassen, obgleich ich es immer noch nicht über mich bringen kann, an die Möglichkeit einer derartigen Lösung des Rätsels zu glauben. Deshalb halte ich es auch für klüger, meiner Cousine vorderhand keine dahin zielenden Andeutungen zu machen; die Selbstbeherrschung, die sie nach dem ersten Stoß zur Schau trug, hat nun einer fieberhaften Erregung Platz gemacht, die sich am leichtesten tragen läßt, wenn die Erkundigungen hier sie zerstreuen und beschäftigen. Die trostlose Hoffnung, daß ihr Gatte am Leben und nur für sie tot sei, wollen wir ihr hier vorderhand nicht eröffnen.

Ein Umstand fällt schwer ins Gewicht zu gunsten Ihrer Anschauung — andres spricht freilich ebensosehr dagegen. Ich kann unter seinen Sachen gar kein Geld finden. Franz sagt, es seien zwei kleine Lederkassetten dagewesen, beide verschlossen und sehr schwer, und er habe sie in seinem Mantelsack gehabt. Eine davon ist verschwunden, die andre ist leer. Selbstverständlich kann er ja bestohlen worden sein oder aber er kann, wenn er entschlossen war, sich zu ertränken, seine Taschen mit diesem Geld beschwert haben, was bei einem Mann, der zeitweilig geistesgestört war, gar nicht undenkbar wäre. Ich muß aber doch einräumen, daß sein Verkauf der Papiere in London sehr dafür spricht, daß sein Verschwinden vorbedacht war und nicht in einem Anfall von Wahnsinn geschah. Franz erzählte mir, daß Bethune nicht viel, aber doch genügend Deutsch sprach, um sich verständlich zu machen.

Andrerseits ist auffällig, daß nur sein Geld verschwunden ist; sämtliche Kleider sind bis auf die, welche er auf dem Leib trug, vorhanden. Am Morgen hatte er sein Bad genommen wie sonst und sich bei dem Arzt heiterer als je über die Besserung seines Allgemeinbefindens und des verwundeten Beins ausgesprochen. Er hat sich zur Essenszeit, die hier ein Uhr ist, von einem Herrn im Gasthof verabschiedet und ihm zugesagt, nach dem Abendbrot eine Partie Pikett mit ihm zu spielen. Obwohl sein Verschwinden im ganzen Land ruchbar wurde — die Ausrufer zogen mit ihren Glocken umher und verhießen

jedem, der Kunde von ihm gäbe, eine Belohnung — scheint auch nicht ein Bauer oder Tagelöhner ihn an diesem Nachmittag gesehen zu haben, was doch ganz unerklärlich wäre, falls er sich nicht ertränkt hätte. Ferner ist zu bedenken, daß er trotz der bedeutenden Besserung in seinem Bein doch keineswegs im stand war, eine größere Entfernung zu Fuß zurückzulegen. Angenommen, er ist ertrunken, so müßte — so versichert man mir — der Leichnam von der dieses Jahr sehr wasserreichen Enz fortgerissen und entweder von einem Strudel in der Tiefe vergraben oder weitergetragen worden sein in den Neckar, in den sich der Fluß ergießt. In beiden Fällen wäre die Auffindung zweifelhaft; Auftrag dazu ist den ganzen Lauf der Flüsse hinunter erteilt, aber bis jetzt ohne Erfolg.

Die Frage ist nun, welch weiteren Schritte wir thun sollen. Ich habe mich mit den Behörden des kleinen Fleckens ins Vernehmen gesetzt und sie dringend ersucht, alles aufzubieten, um das Dunkel zu lichten. Jetzt will ich auf das Postamt gehen; ich höre von Franz, daß sein Herr nie Briefe im Gasthof empfing und ihn nie nach der Post sandte, um welche abzuholen; er wolle das selbst besorgen, habe er gesagt. Imogen hat er angewiesen, ihm postlagernd zu schreiben, folglich mußte er dort Briefe zu finden erwarten. Ich werde auch in die wenigen Läden hier gehen, um zu erfahren, ob er Einkäufe gemacht hat.

Sobald wir etwas entdecken, sollen Sie sofort Nachricht haben. Einstweilen bedarf es wohl kaum meiner Mahnung, daß es höchst wünschenswert wäre, wenn Sie über diese Angelegenheit gegen jedermann, mit Ausnahme Sir Davids, Schweigen bewahren wollten. Imogen läßt Sie bitten, allen, die nach ihr fragen, die Antwort zu geben, daß ihr Mann sie plötzlich gebeten habe, ihm nachzukommen.

Ich verbleibe
Ihr ergebener Vetter
John Darville."

Lady Craven las die beiden Briefe wieder und wieder, dann ging sie, wie es ihre Art war, wenn etwas sie stark beschäftigte, fast eine Stunde lang im Zimmer auf und ab. Ihr stand es innerlich ganz fest, daß Horace Bethune am Leben war und ihr innigster Wunsch war nur, daß Imogen ihn tot glauben möge. Daß ihre Tochter die Hoffnung, ihn wiederzugewinnen, nie aufgeben, nie in eine Trennung, geschweige

denn eine Scheidung, willigen werde, das war ihr in den letzten Tagen zur unumstößlichen Gewißheit geworden. Mrs. Priams feste Haltung und ihre Unzugänglichkeit für alle Gründe hatten ihr wider Willen Eindruck gemacht; sie hatte die Schwester zu überzeugen gesucht, hatte sie verspottet, war heftig geworden, alles vergebens! Tante Betty hatte festgehalten an ihrem Ausspruch: „Was Gott zusammengefügt hat“ und Lady Craven mit ihrem scharfen, wenn auch durch Vorurteile getrübten Verstand konnte sich nicht länger der Einsicht verschließen, daß Imogen trotz allem bereit sein würde, den Gatten wieder aufzunehmen.

Sollte es ihr gelingen, ihn aufzufinden und ihn zur Rückkehr zu vermögen, dann, das fühlte Lady Craven deutlich, würde ihr selbst das Weiterleben zur Qual.

Der Brief an John Darville, den sie in diesem Gedanken verfaßte, war entschieden vom Vater der Lüge selbst eingegeben. Nicht, daß irgend welche thatsächlichen Unwahrheiten darin gestanden hätten, aber der ganze Ton war trugvoll und irreleitend. Sie beschwor den Vetter mit allen Gründen, die sie aufzufinden vermochte, Imogen von weiterem Nachforschen abzuhalten und sie zu bestimmen, daß sie sich mit der Thatsache seines Verschwindens und dem Brief ihres Mannes zu begnügen und ihr Gemüt nicht durch fruchtloses Hoffen, das nur Enttäuschung bringen konnte, zu martern. Sie bat ihn dringend, unter keinen Umständen die Möglichkeit, daß Horace mit Mrs. Poyntz zusammengetroffen sei, auch nur anzudeuten, jede darauf bezügliche Nachfrage würde ja nur unnützes und lästiges Gerede hervorrufen. Allerdings sei sie es gewesen, die diesen Verdacht geäußert habe, aber sie erinnere sich mit Freuden, wie entschieden John den Gedanken verworfen habe, und es liege ihr jetzt alles daran, ihn in Vergessenheit geraten zu lassen. Und wenn dieser verlorene Mensch noch am Leben wäre, so müßte man ja schließlich zugeben, daß sein Wunsch, für tot zu gelten, allen zum Heil gereiche; so und nicht anders mußte wenigstens jeder wahre Freund ihres Kindes, vor allen also John, die Sache ansehen. Falls Mrs. Priam ihm in andrem Sinn schreiben sollte, würde er sich hoffentlich entsinnen, wie beschränkt und eigensinnig diese wackere Frau ihr Leben lang gewesen ist. Als Christin fühle sich Lady Craven gedrungen, dem Oberst die Verzeihung, die er erfleht, zu gewähren, aber das Vergessen gehe über ihre Kraft. Schließlich sprach sie ihre Bereitwilligkeit aus, Imogen nachzukommen,

falls diese darauf bestehe, noch länger fort zu bleiben, Lady Craven freilich sei der entschiedenen Ansicht, daß Oberst Bethunes Witwe nun, nachdem sie ihre Pflicht erfüllt und auf dem Schauplatz der Unglücksstelle das Nötige persönlich eingeleitet habe, nach Hause zurückkehren sollte.

Mrs. Priam verlängerte ihren Aufenthalt in London, weil es ihr Bedürfnis war, die Nachrichten von der geliebten Nichte, um die sie ernstlich besorgt war, aus erster Hand zu vernehmen, und wenn auch der Verkehr mit ihrer Schwester täglich heftige Reibungen mit sich brachte, lag doch ein gewisser Trost für beide Teile darin. Jeden Abend begab sich Mrs. Priam in einer schwarzen Haube in schützender Begleitung ihres Dieners und ihrer Jungfer nach der Wimpolestraße, trank eine Schüssel Thee bei Lady Craven, und wenn alles wieder durchgesprochen, alle Gründe und Gegengründe abermals erörtert waren, so legten sich dann beide Kämpfer mit dem Bewußtsein, den andern vernichtet zu haben, zur Ruhe.

Am zweiten Tag nach Empfang der oben mitgeteilten Briefe erhielt Lady Craven abermals Mitteilungen von ihrer Tochter, deren inhaltreichste Stelle diese war: „Ich habe Grund anzunehmen, daß mein geliebter Mann am Leben ist und daß der Aermste in einem Anfall von Geistesstörung die Flucht ergriffen hat, und sich irgendwo verborgen hält, vielleicht hier in der Nachbarschaft! Du kannst Dir vorstellen, wie meine Angst und Sorge verdoppelt sind, wie jeder Nerv angespannt ist. John wird Dir morgen schreiben, heute ist er aufs Land gegangen, um die Spur, die wir aufgefunden haben, weiter zu verfolgen, was große Schwierigkeiten haben wird, aber er ist ja so klug und gewandt.“

Lady Craven war fassungslos — ach weshalb hatte sie nicht früher an John geschrieben! Sie nahm keinen Besuch an, und als Mrs. Priams Diener kam und Grüße von seiner Herrin bestellte samt der Anfrage, wie Lady Craven geschlafen und ob sie Nachrichten von Mrs. Bethune erhalten habe, ließ sie sagen, sie sei nicht wohl und bedaure, ihre Schwester heute abend nicht bei sich sehen zu können; ein Brief von Mrs. Bethune sei eingetroffen. Nachdem sie diese kurzstielige Botschaft abgesandt hatte, ging sie die Treppe hinunter und schloß sich in der Bibliothek ein, wo sie einige Zeit lang mit zusammengezogenen Augbrauen über einem dicken roten Band saß und eifrig studierte. Dieser war nichts andres als das Adreßbuch des Postamtes. Ein Name — sie besaß glücklicherweise

ein gutes Namengedächtnis — war ihr blitzartig in den Sinn gekommen, der Name des einzigen wohl, der ihr aus dieser Klemme helfen konnte. Freilich ward sie bald rot und bald blaß, als sie sich entschloß, zu diesem Auskunftsmittel zu greifen, allein sie schreckte nicht davor zurück. Da stand der Name des Juden „Joseph Bela“, und zwar nur dieser eine Bela; ein Irrtum war also ausgeschlossen. Sie eilte in ihr Schlafzimmer, setzte ihren Hut auf, band sich einen dichten schwarzen Schleier vor, verließ allein das Haus und rief eine Mietkutsche herbei, um sich nach den Southampton Buildings fahren zu lassen. Sie ließ Mr. Bela melden, eine Dame wünsche ihn zu sprechen; ihren Namen nannte sie nicht und ebensowenig schlug sie den Schleier zurück, als sie das Zimmer betrat, wo der alte Mann vor einem mit Papieren bedeckten Pult saß. Er hatte auffallend nah bei einander stehende, stechende, schwarze Augen; überhängende Augbrauen und einen weißen Bart, trug eine schwarze Samtkappe und am Zeigefinger der rechten Hand einen breiten Ring. Ueberrascht blickte er der stattlichen Gestalt entgegen, erhob sich dann und begann in besonders reinem Englisch ohne alle fremdländische Betonung, indem er auf einen Lehnstuhl wies: „Was steht zu Diensten, gnädige Frau? Darf ich bitten —“

Sie machte eine ablehnende Handbewegung.

„Sie sind, soviel ich weiß, der Freund und Ratgeber der Mrs. Poyntz gewesen, solange diese in London lebte?“

„Der war ich, gnädige Frau; ich kenne die Dame seit langen Jahren. ... Darf ich um Ihren Namen bitten?“

„Das gehört nicht zur Sache; ich komme nicht in eignen Angelegenheiten. Ich hörte, daß Sie die Adresse der Dame nicht zu kennen vorgeben, aber ich bin überzeugt, daß Sie im stande wären, sie zu ermitteln, wenn rätlich —“

Seine schwarzen Augen funkelten.

„Wahrhaftig, gnädige Frau, ich —“

„Hören Sie an, was ich Ihnen zu sagen habe, und unterbrechen Sie mich nicht. Es wird ein Freundschaftsdienst sein, wenn Sie Mrs. Poyntz und den, der meiner Ueberzeugung nach bei ihr ist, in Kenntnis setzen, daß man ihnen nachspürt — nachspürt wie mit Bluthunden, und daß sie jedenfalls aufgefunden werden, falls sie Europa nicht sofort verlassen.“

„Aber, gnädige Frau —“

Sie winkte abwehrend. „Vielleicht denken Sie, daß Mrs. Poyntz sich aus dieser Entdeckung nicht viel macht? Ihrem

Begleiter jedenfalls wäre eine solche nicht gleichgültig und ich glaube, daß die Dame Ihnen gebührend Dank wissen wird, wenn Sie ihr meine Botschaft bestellen." Damit wandte sie sich der Thür zu, aber er hielt sie auf.

„Bleiben Sie noch, gnädige Frau! Sie haben sich bei mir eingedrängt, haben rätselhafte Worte gesprochen — nun kann ich Sie nicht fortlassen, ehe Sie gehört haben, was ich Ihnen zu sagen habe. Als ich das letzte Mal von Mrs. Poyntz hörte, befand sie sich in Frankfurt; von einem Begleiter ist mir nichts bekannt und ich glaube, daß Sie in Bezug auf die Dame sich seltsame und irrige Vorstellungen machen. Ich verkehre selten mit ihr und es ist die volle Wahrheit, daß ich ihren gegenwärtigen Aufenthaltsort nicht kenne. Unter allen Umständen aber denke ich nicht daran, sie durch Wiederholung dieser Worte einer Unbekannten zu beunruhigen, um so weniger, wenn diese nicht einmal ihren Namen nennt."

„Handeln Sie dann nach Ihrem Gutdünken," erklang es hochmütig unter dem schwarzen Schleier hervor, „ich denke aber, Sie werden Ihren Entschluß ändern, sobald Sie sich überlegen, welch großen Dienst Sie damit Ihrer Freundin leisten würden."

Sie machte eine würdevolle Verbeugung und verließ, ohne seine Entgegnung abzuwarten, das Zimmer.

Zu Hause angelangt, schloß sie sich ein, warf sich auf die Kniee und betete unter heißen Thränen zu Gott um Vergebung ihrer Sünden. Die seltsame Frau war sich wohl bewußt, daß der Schritt, den sie eben gethan hatte, sträflich war, wenn auch nicht vor einem irdischen Gericht. Ihre herrische Natur war der Versuchung unterlegen, aber sie bemäntelte sich selbst diese Wahrheit nicht. Aug in Auge mit ihrem Gewissen, war sie ganz Zerknirschung und Beschämung, und doch hätte sie das Geschehene schwerlich ungeschehen gemacht, auch wenn dies in ihrer Macht gelegen hätte.

Mrs. Priam fand ihre Schwester am andern Tag merkwürdig kleinlaut und ein Brief John Darvilles, der während ihres Besuchs ankam, steigerte deren gedrückte Stimmung noch bedeutend, obwohl die Nachrichten über Imogens Befinden sehr günstig lauteten. Es hieß ferner darin:

„Nachdem ich vor drei Tagen an Sie geschrieben hatte, trug ich Sorge, von dem Gastwirt hier eine pünktliche und gewissenhafte Nachforschung nach allen Papierschnitzeln, die aus

Bethunes Zimmer weggekehrt sein mochten, zu verlangen. Da seither kein Feuer im Ofen angezündet worden war, dachte ich, es müßten noch Ueberbleibsel von Briefen zu finden sein. Sämtliche Dienstboten und auch Franz erklärten jedoch, sie hätten nichts gesehen, und Bethune muß offenbar seine Briefe außerhalb des Hauses beim Spazierengehen zerrissen haben. Man sagte mir, daß er sehr häufig an der Stelle am Ufer, wo man die letzte Spur von ihm fand, gesessen habe, und dort machte ich mich selbst ans Suchen. Es hatte allerdings geregnet, glücklicherweise war aber seither kein Wind gegangen, und meine Mühe wurde belohnt, insofern ich im Gebüsch zwei beschriebene Papierschnitzel mit Imogens Handschrift und einen in einer zarten, fremden Hand entdeckte, der, ohne daß der Inhalt von Bedeutung gewesen wäre, doch zu dem gehofften Fingerzeig wurde. Ich zeigte denselben meiner Cousine und sie erklärte sofort die sehr eigenartige Schrift als dieselbe, in der sie vor ihrer Verheiratung jenen anonymen Brief empfangen habe. Damit bewaffnet, ging ich nach dem Postamt, wo man mir aufs artigste entgegenkam und sich bereit erklärte, mir jeden erdenklichen Beistand zu leisten. Man sagte mir, daß der ‚lahme Engländer' während der drei Wochen seines Hierseins täglich Briefe abgeholt habe, und daß diese Briefe größtenteils aus England gekommen seien und nur drei oder vier andre Postzeichen getragen haben. Aus welchen Städten oder Ländern diese gewesen seien, konnten die Beamten sich nicht entsinnen mit Ausnahme des letzten, von dem sie mit ziemlicher Bestimmtheit sagen konnten, er sei aus Frankfurt gewesen. Sie erinnerten sich dessen so deutlich, weil der Brief Uebergewicht hatte und nachgewogen wurde. Auf meine Frage nach dem Tag der Ankunft hieß es, er sei am nämlichen Tag, an dem der Herr verschwunden war, eingetroffen. Ob sie die Handschrift der Adresse wohl wieder erkennen würden, erkundigte ich mich und es hieß ‚Vielleicht' — es sei keine deutsche und auch nicht die in der Regel größere englische Schrift gewesen. Ich zeigte ihnen den Papierschnitzel und sie erklärten, daß sie, zwar ohne es beschwören zu können, aber mit ziemlicher Sicherheit die Schrift als diejenige des letzten Briefs erkennen. Das genügte mir.

Zunächst galt es nun zu erfahren, welche Verkehrsmittel zwischen Wildbad und dem etwa achtzig englische Meilen entfernten Frankfurt vorhanden sind, und ich fand zu meinem Aergernis, daß keine direkte Verbindung besteht. Ein Eil-

wagen nimmt und bringt die Post von dem zehn Meilen entfernten Pforzheim, das an der Hauptstraße zwischen Basel und Frankfurt liegt und von wo aus es auch täglich Fahrgelegenheiten dorthin gibt. Diese Verhältnisse vermehrten die Schwierigkeiten meiner Aufgabe um ein Beträchtliches. Die Eilwagenpassagierliste wies an dem bestimmten Tag keinerlei Eintrag auf, der irgendwie auf Bethune paßte, ja es stiegen an diesem Nachmittag überhaupt außer zwei Bauersfrauen keine Reisenden ein; unterwegs wurde noch ein alter Mann zur Mitfahrt zugelassen, der nach der Beschreibung des Kutschers eine schwarze Brille trug. Sein Gesicht sei nicht recht zu sehen gewesen, die Gestalt tief gebeugt und gebrechlich; der Anzug sehr ärmlich; ein kleines Felleisen, das er getragen habe, müsse sehr schwer gewesen sein. Sprechen hörten sie ihn nicht; er habe, als man das Fahrgeld von ihm verlangt, schweigend eine Handvoll Münzen hingehalten, von denen der Kutscher die ihm gebührende Summe genommen habe, indem er bei sich selbst dachte, der Mann sei wohl schwachsinnig. Allem Anschein nach war dies unser Flüchtling nicht und ich verzagte schon daran, je zu ermitteln, wie er nach Pforzheim gelangt sei, als ich glücklicherweise gestern auf den Einfall kam, selbst dorthin zu gehen und zwar mit Empfehlungsschreiben an die dortigen Behörden und Franz als Dolmetscher. Dort erhielt ich die gehoffte und wie ich glaube wertvolle Auskunft.

Es scheint, daß am Abend des 22. Juni ein alter Mann in das Postamt kam und zwar nach sechs Uhr, der Ankunftszeit des Eilwagens von Wildbad. Er verlangte einen Innenplatz in dem zunächst abgehenden Postwagen nach Frankfurt; seine Betonung war auffallend fremdländisch. Die Schilderung seines Aeußeren stimmt in allen Punkten mit der, die der Kutscher von dem unterwegs aufgenommenen Mann machte, und des weiteren hat der Postbeamte, der ein scharfer Beobachter ist, die Bemerkung gemacht, daß der Fremde leicht hinkte — ich hatte versäumt, den Kutscher danach zu fragen — und daß die wenigen Teile seines Gesichts, die zu sehen waren, jünger schienen, als sich nach der gebrechlichen Gestalt hätte erwarten lassen. Offenbar war es dem Manne unlieb gewesen, sich beobachtet zu fühlen; so oft jemand die Stube betrat, sah er sich ängstlich um, und nachdem er sein Fahrgeld erlegt hatte, drückte er sich in eine Ecke, wo er bis zur Abfahrt sitzen blieb.

So sehr sich mein Innerstes dagegen auflehnte, bin ich, das eine zum andern fügend, nun doch zu der Gewißheit

gelangt, daß Ihre Vermutung die richtige ist; er ist irgendwo mit Mrs. Poyntz zusammengetroffen. Bethune und der anscheinend alte Reisende sind ein und dieselbe Person. Meine Ueberzeugung ist, daß er schon mit der Absicht, diese Flucht auszuführen, hierherkam, daß es ein wohldurchdachter, ihm von jener Frau unterschobener Plan und nicht die plötzliche That eines gestörten Geistes war, wie die arme Imogen hartnäckig glaubt. Wenn meine Lesart die richtige ist, so hat das Kästchen, das Franz später leer fand, wohl die Brille und allerhand Hilfsmittel zum Vermummen enthalten. Aus vielem, was ich höre, gewinne ich den Eindruck, daß es seine ehrliche Meinung war, Imogen werde ohne ihn glücklicher sein; Ihre feindselige Haltung, die in dem letzten Auftritt auf die Spitze getrieben wurde, mag, so denke ich mir, den noch unklaren Gedanken zur Reife gebracht haben. Vielleicht, daß er am Rande des Abgrunds noch eine Weile gezögert und gezaudert hat, dann aber hat er sich wohl eingeredet, daß seine Handlungsweise weniger selbstsüchtig und grausam sei, wenn Imogen nicht den demütigenden Vorgang einer Scheidung von dem ihr ungetreuen Mann durchzumachen habe. Sein Brief macht auf mich ganz diesen Eindruck; er wünscht fortan tot zu sein, nicht nur für sie, sondern für die Welt. Er und seine Geliebte gedenken ein fernes Land aufzusuchen und dort unerkannt weiter zu leben.

In meinen Aeußerungen über die Sache bin ich Imogen gegenüber sehr vorsichtig; es wäre zwecklose Grausamkeit, ihr den tröstlichen Wahn zu zerstören, an den sie sich anklammert, daß nämlich diese Bäder auf das überreizte Nervenleben ihres Mannes derart gewirkt haben, daß er sein geistiges Gleichgewicht verlor und daß er, wenn sie ihn nur wieder findet, doch genesen und ihr zurückgewonnen werden kann. Die Enttäuschung ist unausbleiblich, aber besser, die Erkenntnis der Wahrheit dämmert ihr langsam auf, auch würde sie sich weder von mir noch irgend jemand abhalten lassen — vorausgesetzt, daß die Thatsache seines Am-Leben-seins festgestellt ist — ihm nachzuspüren, auch nicht wenn man ihr sagte, daß sie dadurch nur einem viel herberen Weh und größeren Demütigungen entgegenginge.

Da ich weiß, wie viel Ihnen daran liegt, auch die kleinsten Einzelheiten zu erfahren, schreibe ich noch heute nacht, nachdem ich vor zwei Stunden von Pforzheim zurückgekehrt bin. Imogen wäre am liebsten sofort nach Frankfurt aufgebrochen, aber das

war nicht thunlich; ich habe den Kurier vorausgeschickt und bei Tagesanbruch werden wir uns auf den Weg machen. Da wir uns nur ganz kurz dort aufhalten und möglichst rasch reisen werden, dürfen Sie keine regelmäßigen Berichte erwarten, sich aber darauf verlassen, daß ich jede übrige Minute zum Schreiben benützen werde, falls Imogen selbst sich dazu nicht fähig fühlt.

Ihr treuer Vetter

John Darville.“

Aufstöhnend reichte Lady Craven ihrer Schwester den Brief, dann lehnte sie sich im Stuhl zurück und schloß die Augen. Weshalb, ach, weshalb hatte sie nicht früher an John geschrieben! Vielleicht hätte es doch die Wirkung gehabt, seinen Eifer einigermaßen zu dämpfen — jetzt war es zu spät. Was war er nicht für ein seltsamer Mensch, daß er so viel Geduld, Ausdauer und Thatkraft aufwandte, um den Mann aufzufinden, den tot zu wissen oder zu glauben sein größter Vorteil gewesen wäre!

„Herrgott! Ist das ein Prachtmensch!“ rief Tante Betty. „Und den hast du für einen Dummkopf halten können, Schwester! Kein Polizeispitzel könnte findiger sein und eine feinere Nase haben.“

„O ja!“ stimmte Lady Craven händeringend bei. „Er ist sehr klug — viel zu klug und geschickt, Elisa! Denn er wird den Elenden auffinden — dessen bin ich gewiß.“

Achtundzwanzigstes Kapitel.

John Darvilles Lage war in mehr als einer Hinsicht peinlich. Der tägliche Gefährte einer Frau sein, die man vergöttert, und sehen müssen, daß all ihr Denken und Hoffen einem andern gilt, fühlen, daß sie, außer in den wenigen Augenblicken, wo sie aus Dankbarkeit einen Blick oder ein Wort der Anerkennung spendet, sich der Anwesenheit dieses Freundes kaum bewußt ist, gehört wohl zu den schwersten Prüfungen, die einem Liebenden auferlegt werden können.

Mehr als eine Woche war verflossen, seit sie England verlassen hatten, und die Ausschließlichkeit und Spannung,

womit Imogen an dem einen Gedanken festhielt, hatte noch nicht nachgelassen. Wenn sie in der sengenden Julihitze auf den staubigen Landstraßen dahinfuhren, saß sie Stunde um Stunde wortlos da und schien die sie umgebenden Dinge gar nicht inne zu werden. Suchte er dann ihre Gedanken abzulenken, indem er sie auf die Seltsamkeit der alten Städte und Flecken, durch die ihr Weg führte, aufmerksam machte oder auf die wunderlichen Kopfbedeckungen der Bauersfrauen oder die Schönheit eines Sonnenuntergangs, so sah sie wohl einen Augenblick hin, gab ihm kurze Antwort, versank aber sofort wieder in Nachsinnen.

Schmerz und Angst sind fast immer selbstsüchtig; dies blasse, warmherzige, mutige junge Geschöpf saß neben dem Mann, dem sie unbedingtes Vertrauen schenkte, dessen Fähigkeit und Begabung sie voll anerkannte, und hatte auch nie einen Gedanken übrig für seine Schmerzen. Sie wußte, daß er sich des Vorrechts, ihr Dienste zu leisten, zu gunsten keines andern entschlagen würde, aber kein Bedenken über das Befremdende ihrer gegenseitigen Lage und Stellung schien je in ihr aufzusteigen. Es war, als ob die Natur ihrer früheren Beziehungen gänzlich ausgelöscht wäre in ihrer Erinnerung; er war ihr jetzt, was zu sein sie ihn einst gebeten hatte, ein Bruder, der alle Kraft einsetzte, um der Schwester wieder zu gewinnen, was ihr das Teuerste war.

Spät am Abend langten sie in Frankfurt an und Imogen fühlte sich sehr erschöpft. John sagte ihr gute Nacht und begab sich dann in Begleitung von Franz noch in derselben Nacht zum Polizeivorstand und mit diesem in verschiedene Gasthäuser. Am andern Morgen trat er ins Zimmer, wo Imogen vor einem unberührten Frühstück saß; ihre überwachten Augen waren weit geöffnet, ihre zuckenden Finger fest aufeinander gepreßt, um ihre Ungeduld zu bemeistern; seit Tagesanbruch war John wieder in der Stadt gewesen und hielt nun einige Zettel mit Notizen in der Hand, die er auf den Tisch warf.

Sie war aufgesprungen, als die Thür sich geöffnet hatte; wortlos, aber mit gierigen, hungrigen Augen sah sie ihn an.

„Ich kann dir vorderhand nichts Wesentliches mitteilen,“ sagte er. „Der Mann, der am Morgen des 21. hier eintraf, scheint in keinem Wirtshaus übernachtet zu haben. Wir haben in allen die Runde gemacht und in keinem Fremdenbuch den Namen eines Engländers auf diesen Tag eingetragen gefunden, noch von irgend einem Individuum gehört, auf das unsre

Beschreibung passen würde, nur ein Bursche, der sich an die Eilwagen heranmacht, um ein paar Kreuzer zu verdienen, wußte uns etwas zu sagen. Er glaubt, sich eines alten Mannes zu erinnern, der ohne Gepäck ankam, was ihm auffiel, da er gern einen Koffer getragen hätte. Der Alte sei zu Fuß weggegangen, in welcher Richtung, das weiß er nicht mehr. Jetzt ist es noch zu früh, um nach der britischen Botschaft zu gehen, nach dem Frühstück wird das mein Erstes sein."

„Was kann die uns nützen?"

„Wenn er im Sinn hatte, Deutschland zu verlassen, so mußte er als Engländer irgend eine Art von Paß eintragen lassen. Sein wirklicher Paß befand sich, wie du weißt, bei seinen Sachen. ... Und dann muß ich noch andre Erkundigungen einziehen ..."

Er hielt inne und sah ihr fest ins Auge; die Zeit war da, das fühlte er, daß sie vorbereitet werden mußte auf die Untreue ihres Gatten, wenn dieser noch unter den Lebenden war.

„Es war zeitweise Geistesstörung," sagte sie und errötete dabei. „Glaub mir, John, es war Geistesstörung."

„Die sich wunderbar besonnen und überlegt äußert," versetzte John gelassen. „Ich neige sehr zu der Annahme, daß jemand, der nicht geistesgestört war, seine Schritte lenkte."

Auf der englischen Botschaft ward John von einem überaus höflichen jungen Attaché empfangen, dem aber nichts von einem Engländer, der mit oder ohne weißen Bart an diesem Tage seinen Paß hätte visieren lassen, bekannt war. Darville erzählte ihm in kurzen Zügen die Geschichte von Oberst Bethunes Verschwinden und die Gründe, aus denen die verzweifelnde Gattin ihn noch am Leben glaube. Der junge Diplomat nahm lebhaften Anteil und bedauerte aufrichtig, keinerlei Auskunft über den Vermißten geben zu können.

„Möglicherweise können Sie mir aber solche über eine Frau geben. Sie wissen ja: ‚cherchez la femme!'" sagte John mit traurigem Lächeln. So wenig er sonst der Mann französischer Citate war, schwebte ihm dies Wort in letzter Zeit beständig im Sinn. „Kennen Sie zufällig eine Mrs. Poyntz persönlich oder von Ansehen?"

„Nein. Wer ist diese Mrs. Poyntz?"

„Eine blonde, hübsche Frau zwischen dreißig und vierzig, die in der Londoner Gesellschaft eine Rolle gespielt hat. Ich vermute, daß sie bis vor vierzehn Tagen hier war."

Der Attaché schüttelte den Kopf.

„Ich habe den ganzen Sommer keine des Anblickens werte Engländerin hier gesehen.“

„Die Betreffende ist Engländerin nur dem Namen nach, eigentlich Russin.“

„Russin? Halt . . . allerdings sah ich vor etwa drei Wochen eine blonde Frau in Schwarz an mir vorüberfahren, und man sagte mir, daß sie bei dem alten Grafen Maniloff in seiner Villa wohne.“

„Wo ist das?“

„In der Nähe der Stadt . . . er ist sehr kränklich, sieht niemand bei sich und hat nur eines bedeutenden Arztes wegen hier Aufenthalt genommen.“

„Wie könnte ich wohl an ihn gelangen?“

„Mein Chef soll Ihnen Empfehlungen an den russischen Botschafter geben,“ sagte der Attaché nach einigem Besinnen. „Vermutlich kann dieser Ihnen manches über die Dame sagen und jedenfalls wird er einen hinreichend starken Druck auf den alten Maniloff ausüben, daß er Ihnen alles mitteilt, was er selbst weiß.“

Eine halbe Stunde darauf stand Darville mit einem Brief des englischen Gesandten bewaffnet auf der russischen Botschaft, wo man ihm mitteilte, daß eine Verwandte des Grafen Maniloff, eine große, blonde Dame Namens Rasiloff eine Woche bei diesem zu Besuch gewesen und am 1. Juli von Frankfurt abgereist sei.

„Können Sie mir sagen, wohin sie gereist ist?“

„Ihr Paß —“

„Sie erlauben — lautete ihr Paß auf den Namen Rasiloff?“

„Allerdings. Er wurde für Oesterreich ausgestellt.“

„Wie viele Personen waren darin inbegriffen?“

„Soviel ich mich erinnere, vier. Drei Dienstboten und sie selbst.“

„Eine ungemein zahlreiche Dienerschaft für eine einzelne Dame — wie war diese im einzelnen bezeichnet?“

„Ich glaube, es war eine Jungfer, ein Kurier und ein englischer Diener aufgeführt.“

„Der englische Diener, das wird wohl unser Mann sein. Würden Sie mich noch weiter verbinden, indem Sie den Grafen Maniloff aufforderten, mir jede meiner Nachforschung dienliche Auskunft zu erteilen?“

Der Brief wurde geschrieben und übergeben, und ein elend aussehender, quittengelber Mann, der offenbar nicht besonders mutiger Natur war, empfing Darville mit aufgeregter Höflichkeit und zeigte nicht die geringste Neigung, sich dem Wink des Gesandten zu widersetzen, ja, seine Schwatzhaftigkeit war fast ermüdend.

„Sie wünschen über einen englischen Bedienten meiner Cousine, der Frau Rasiloff, Näheres zu erfahren?"

„Ja, Herr Graf ... in England ist diese Dame unter dem Namen einer Mrs. Poyntz mehr bekannt?"

Der Graf zeigte keinerlei Betroffenheit.

„Ach ja! Natürlich, natürlich. ... Rauchen Sie? Darf ich Ihnen eine Cigarette anbieten?" Er selbst rauchte ohne Aufhören. „Ich bedaure wirklich, Ihnen keine Auskunft geben zu können. Der Mann trat erst am Tag vor ihrer Abreise in ihre Dienste, ich habe ihn nicht einmal gesehen, viel weniger gesprochen."

„Aber jemand von Ihrer Dienerschaft muß ihn doch gesehen haben — gestatten Sie, daß ich an Ihren Kammerdiener einige Fragen stelle?"

„Gewiß! Gewiß!" Mit fieberhafter Hast zog er selbst die Klingel, worauf ein junger, gewandter Franzose, der mehr durchtrieben, als vertrauenswürdig aussah, hereinkam. „Théodore," befahl der Graf, „sagen Sie diesem Herrn alles, was Sie über den Engländer wissen, der bei Madame Rasiloff in Dienst trat!"

Der Franzose zuckte lächelnd die Achseln.

„Er hat fast nichts gesprochen und schien mir ein armseliger Geselle zu sein. Er hinkte und war nicht im stand, seinen eignen Koffer die Treppe hinauf zu tragen."

„Er *hatte* einen Koffer? Wie sah dieser aus?"

„Er war ganz neu und ziemlich schwer ... das weiß ich, denn ich trug ihn hinauf, auch sah ich, wie er ihn aufmachte, er war wohlgefüllt."

„Der Mann war wohl zu alt, um Gepäck zu tragen? Er trug wohl eine Brille und war gebeugt und gebrechlich?"

Théodore blickte erstaunt drein und lächelte dann überlegen.

„Nein, im Gegenteil; trotz des Hinkens sah er sehr kräftig aus und hatte dunkle Augen."

„Sagte er Ihnen, woher er komme?"

„Aus England, sagte er."

„Hörten Sie, daß er früher schon bei der Dame im Dienst gewesen sei, oder daß sie ihn gekannt hatte?"

„Er sagte, die gnädige Frau habe ihn in England gesehen.“

„Um wie viel Uhr traf er an jenem Tage hier ein?“

„Spät am Nachmittag, aber er sagte, er habe keinen Hunger und kam auch nicht zum Abendbrot. Er ging zur gnädigen Frau in ihr Zimmer, wohl um ihre Befehle entgegenzunehmen, und dann sofort zu Bett . . . wenigstens . . .“

„Ich danke Ihnen — das genügt.“

Für John war jetzt alles klar; die Zeit zwischen der Ankunft des Eilwagens und dem Erscheinen des Mannes in Graf Maniloffs Villa war hinreichend gewesen, um eine vollständige Ausstattung zu beschaffen und einen verborgenen Ort aufzusuchen, an dem die Verkleidung abgelegt wurde. Der Diener verließ das Zimmer und Darville wandte sich wieder an den Grafen.

„Ich weiß jetzt alles, was ich in Bezug auf den Mann zu wissen wünschte. Hoffentlich entschuldigen Sie meine scheinbare Zudringlichkeit und beantworten mir ein paar Fragen in Bezug auf Frau Nasiloff. Es wird sehr im Interesse der Gerechtigkeit sein, wenn Sie mir sagen wollten, wohin die Dame von hier aus zu gehen beabsichtigte.“

„Nach Wien — ja, Nadine Fedorowna ist ohne Zweifel nach Wien gegangen. Ob sie längere Zeit dort blieb, weiß ich nicht, aber zuerst ging sie dorthin, dessen bin ich sicher.“

„Sie erwarten keine Briefe von ihr? Sie versprach nicht, Ihnen zu schreiben?“

„Vielleicht . . . ich glaube zwar n i c h t, jedenfalls erst, wenn sie am Ziel ihrer Reise ist . . . und auch dann kaum . . . wer weiß? . . . Höchstens, wenn sie etwas von mir haben will. So war sie immer,“ er lachte nervös. „Gestern schrieb mir ihr Vetter Iwan Stepanowitsch und wollte wissen, wo sie sei. Er habe gehört, sie wolle nach Rußland zurück, aber ich konnte ihm nichts sagen, rein nichts.“

„Sie wissen aber doch, daß sie nach Rußland zurück will?“

„Ich vermute es, jedenfalls verließ sie England in dieser Absicht, aber launisch wie sie ist —“

„Verzeihen Sie die Frage, Graf — ist Ihnen bekannt, weshalb sie sich nicht mehr Mrs. Poyntz nennt?“

„Sie sagte, England sei ihr verhaßt — und sie wolle nichts mehr davon sehen und hören —“

„Einzelne Bewohner ausgenommen,“ schaltete John ironisch ein.

„Und sei entschlossen, in Rußland zu leben und zu sterben. Aber wie ich Ihnen schon sagte, wer kann das wissen? Möglich, daß sie ihren Sinn ändert, daß sie sich in Wien niederläßt oder in Paris. Sie ist ja voll Launen. Das war sie von jeher, schon als Mädchen in Warschau, damals als sie mit dem Iwan tändelte, bis er ganz wahnsinnig in sie verliebt war und sie ihn dann über Bord warf. La donna è mobile, und Nadine Fedorowna ist ganz Weib, bald Tigerin, bald Lamm, aber immer hinreißend —" er warf mit den zitternden gelblichen Fingern eine Kußhand in die Luft — „und auf sie verlassen kann man sich nie."

„Es ist für uns von höchster Wichtigkeit, Frau Nasiloff bald aufzufinden, Herr Graf, des Mannes wegen, der als ihr Diener mit ihr reist. Wenn Sie mir die Gunst erzeigen wollten, mir zu ihrer Adresse in Wien zu verhelfen oder mir anzudeuten, in welcher Richtung sie weitergereist sein mag —"

„Ach, mein lieber Herr, wie gern würde ich Ihnen behilflich sein, wie gern, wenn ich nur könnte, aber ich habe kein Gedächtnis. Seit meiner Krankheit entfällt mir alles — mein Arzt sagt mir, es werde sich bessern, aber ich vergesse alles, was ich höre, Namen und Zahlen. Ich meine, mich zu erinnern, daß sie mir den Gasthof in Wien genannt hatte ... vielleicht daß Théodore —"

Dieser wurde aufs neue hereingerufen und wußte in der That, daß der Kurier Zimmer im „Goldenen Adler" bestellt und daß die gnädige Frau die Absicht gehabt habe, die Reise in vier Tagen zurückzulegen. Der Kurier war zwei Stunden vor ihr abgegangen; sie selbst fuhr mit ihrer Jungfer Namens Anna Löser im Reisewagen, der Engländer auf dem Bedientensitz.

Auf die Frage nach der Persönlichkeit dieser Jungfer erzählte Théodore, sie sei ein häßliches, wortkarges Frauenzimmer — offenbar hatte sie sich nicht um den lebhaften Franzosen bemüht — das schon seit der Verheiratung der gnädigen Frau in deren Diensten sei. Den englischen Diener scheine sie nicht vorher gekannt zu haben, auch habe er sie nicht mit ihm sprechen sehen.

Darville sah ein, daß er aus Herr und Diener nichts Weiteres herausbringen konnte, und stand auf, um sich zu verabschieden.

„Ich bin Ihnen außerordentlich dankbar, Herr Graf, möchte Sie aber um eine weitere Gunst ersuchen. Falls Sie im Verlauf des nächsten Monats mittelbar oder unmittelbar von

Frau Rasiloff hören sollten — würden Sie gestatten, daß Ihr Diener mir Mitteilung macht, und zwar nach Wien, poste restante? Ich werde Sorge tragen, daß die Briefe mir nachgeschickt werden."

„Gewiß, gewiß. Nebenbei da fällt mir eben ein, sie wird schreiben, denn sie hat ein Buch hier zurückgelassen, das sie hoch zu schätzen schien." Er deutete nach einem Folioband, der auf dem Klavier lag, und John war neugierig genug, ihn aufzuschlagen. Es waren geschriebene Noten, unterzeichnete Manuskripte verschiedener hervorragender Komponisten und Sänger, die Mrs. Poyntz in London oder auswärts gastlich aufgenommen haben mochte. Da war ein Lied von Schubert, dort eine Improvisation für Klavier von Weber, etwas weiter kam eine Arie von dem damals außerhalb Neapels kaum genannten Musiker Signor Rossini, und Grassiani, Catalani und andre Gesangsherrscher hatten ihre Lieblingsmelodieen mit größtenteils greulicher Hand hingekritzelt.

„Hörten Sie Nadine je singen?" fuhr der Graf fort. „Nein? Da haben Sie viel verloren. Sie ist eine Sirene; sie hat mir einmal einen heftigen Anfall von Schmerzen rein weggezaubert mit ihrer Stimme, aber auch hierin so launisch, manchmal nicht dazu zu bewegen. Ja, ja, das Buch wird sie sich wohl nachschicken lassen. Mein Herr, Sie entschuldigen mich jetzt, ich bin so schwach, so erbärmlich schwach. Rauchen Sie nie? Ach, vielleicht thun Sie klug daran — man sagt mir immer, ich rauche zu viel. Darf ich Ihnen ein Glas Johannisberger anbieten? Nein. Dann auf Wiedersehen, mein verehrter Herr. Sagen Sie Théodore, was Sie von mir wünschen — er erinnert mich dann daran — sonst . . . ach, mein armer Kopf, mein armer Kopf!"

Im Vorsaal ließ John ein Goldstück in des Franzosen Hand gleiten und gab ihm seine Visitenkarte. „Sie werden mich erkenntlich finden, wenn Sie mir sofort Nachricht geben, sobald der Graf Frau Rasiloffs Adresse erhält oder Sie dieselbe auf irgend eine Weise ermitteln können."

Der Mann gab seinem Dank wortreichen Ausdruck und versicherte, daß gemacht werden solle, was zu machen sei.

Der Tag neigte sich schon zu Ende, als im „Englischen Hof" Vetter und Cousine sich wieder gegenüber saßen. Nachdem John ihr jede Einzelheit seines heutigen Thuns geschildert und sie ihm schweigend zugehört hatte, sagte er: „Du mußt deine Lage nun ernsthaft ins Auge fassen, teure Imogen.

Was willst du thun? Daß dein Mann lebt, weißt du mit fast untrüglicher Sicherheit, du weißt aber auch, daß er dir für tot gelten möchte ... und daß er mit einer andern vor dir flieht."

„Das ändert nichts an meiner Aufgabe!" versetzte sie rasch und dunkle Glut bedeckte ihr Gesicht. „Er lebt — ist das nicht genug? Wie kannst du nur fragen, was ich thun werde? Er ist mein Gatte und ist krank an Seele und Leib; ich folge ihm bis ans Ende der Welt."

„Bedenke das eine — gibst du nicht deine eigne Würde damit preis? Und kann es zu Gutem führen? Wäre es nicht rätlicher, ich ginge allein und du überließest mir, falls ich deinen Mann finde, den Versuch, ihn zur Rückkehr zu bewegen? Hast du dir denn klar gemacht, in welche Lage du kommen wirst, falls wir ihn in Wien einholen? Stell dir doch vor — wenn du mit diesem Geschöpf zusammentreffen, gewissermaßen mit ihr ringen solltest um den Gatten, welch grausame Demütigung wäre das nicht für dich! Er wähnt, dir jede Spur seines Daseins verborgen zu haben, glaubt für dich und all seine alten Freunde tot zu sein — wäre es nicht das Richtige und ebenso Zweckdienliche, du schicktest ihm durch mich einen Brief, in dem du ihm sagen würdest, daß alles vergessen und vergeben sein soll, wenn er zurückkehrt?"

„Nein! Nichts kann mich bewegen, auf eine persönliche Begegnung zu verzichten. ... Du sprichst von Demütigungen? ... Was ist mir eine Demütigung im Vergleich mit dem lebenslangen Bewußtsein, daß ich ihn vielleicht hätte retten können und es nicht gethan habe? Daß ich es zuließ, als er nicht mehr Herr seines Thuns war, daß die Hand einer andern Frau seine fieberheiße Stirn kühlte und sein Kissen schüttelte und daß ich sie die unselige Macht, die sie einst über ihn besessen, wieder gewinnen ließ. ... Nein! ... Noch kann es Zeit sein ... sage nichts mehr. ... Wir müssen heute nacht nach Wien aufbrechen."

Zwei Stunden darauf waren sie unterwegs und näherten sich, so rasch die vier Pferde zu traben vermochten, ihrem Ziele.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

In Wien harrte der Reisenden eine große Enttäuschung, Frau Rasiloff war zwei Tage im „Goldenen Adler" gewesen, hatte ihn aber schon vor einer Woche verlassen, „abgereist nach Rußland" meldete das Fremdenbuch.

Auf nähere Nachfrage stellte sich heraus, daß sie den Kurier mit einem versiegelten Paket nach Prag geschickt hatte, wo der Bankier, dem er dasselbe abliefern sollte, ihm weitere Befehle geben werde und er ihre Ankunft abwarten solle. Am Tag darauf mußte sie aber andern Sinnes geworden sein, denn sie reiste nach Pest ab, wenigstens hatten die Postpferde sie eine Station weit in dieser Richtung befördert.

Das Dunkel, worein die Flüchtlinge so geflissentlich alle ihre Schritte hüllten, hätte John Darvilles Vermutungen bestätigt, falls diese überhaupt noch einer Bestätigung bedurft hätten. Es war klar, daß man sich des Kuriers als eines überflüssigen Zeugen entledigt hatte, ließ sich doch in jeder beliebigen Stadt ein Ersatz für ihn finden. Vermutlich war gleichzeitig auch der englische Diener verschwunden, und Bethune hatte den bisher entbehrten Platz eines Reisegefährten in Anspruch genommen. Franz erfuhr, daß die Jungfer, die seit ihrer Verheiratung in Mrs. Poyntz' Diensten gewesen war, ihr völlig ergeben und jedenfalls Mitwisserin des Geheimnisses sei.

Der Tag verging unter langwierigen Unterredungen und Nachfragen, deren Ergebnis nur die obigen Thatsachen waren, und John beschloß nun, daß bei der gänzlichen Ungewißheit über die von den Verfolgten eingeschlagene Straße die Weiterreise bei Tag und mit vorsichtiger Umfrage auf jeder Station geschehen müsse. Man traf alle Vorbereitungen, um dieselbe am nächsten Morgen anzutreten, aber das Schicksal hatte es anders bestimmt.

Am selben Tag noch schrieb Imogen an ihre Mutter unter anderm:

„Ach, noch immer habe ich ihn nicht gefunden, aber wenigstens sind wir auf der richtigen Fährte und wir werden ihn retten. Wenn ich an diesem Glauben nicht festhielte, Mutter, würde ich zu Grund gehen. So denke Dir doch nur . . . es ist möglich, daß er gegen seinen Willen von mir ferngehalten wird! Diese Vorstellung macht mich zuweilen beinahe toll; Tag und Nacht kann ich nichts andres denken. Immer sehe

ich ihn, wie er am letzten Morgen vor mir stand, und ich weiß, daß sein Geist damals noch nicht umnachtet war, hernach aber haben die heißen Bäder, so wohlthätig sie auch sonst gewirkt haben mögen, seinen Kopf angegriffen, das steht mir fest, und er war nicht mehr er selbst. Wie hätte er sonst mich verlassen können, er mit seinem hohen Ehrgefühl und ritterlichen Sinn? Erinnerst Du Dich nicht, wie er das Betragen des Prinzregenten gegen seine Frau beurteilte, damals als er zum erstenmal bei uns zu Tisch war? Ich muß so oft daran denken, und es ist mir schon tröstlich, nur seine Worte zu wiederholen. Was er auch gethan haben mag, zurechnungsfähig war er nicht — es ist unmöglich. . . . John ist so wunderbar klug im Auffinden der Thatsachen und weiß alles einzelne zum Ganzen zu fügen und richtige Schlüsse daraus zu ziehen; selbst ich hatte ihm solche Fähigkeiten nicht zugetraut, und wie haben sich alle die in ihm getäuscht, die so von oben herab von ihm zu sprechen pflegten. Die könnten ihre Wunder erleben! Und so geduldig ist er mit mir, und das mag nicht leicht sein."

Nachdem sie den Brief vollendet hatte, zog Imogen sich in ihr Schlafzimmer zurück; es war heiß und beide Fenster standen offen. Sie hatte die Jungfer entlassen und ging, ihre Kerze in der Hand, aufs Bett zu, als ein heftiger Windstoß hereinfuhr, die leichten Musselinvorhänge aufblähte, daß sie plötzlich mit dem Licht in Berührung kamen und die Flamme daran aufzüngelte. Imogen rief um Hilfe, hatte aber die Geistesgegenwart, die brennenden Vorhänge sofort mit den Händen herabzureißen, was ihr nur zu gut gelang, denn die schwere metallene Vorhangstange war nicht sicher genug befestigt, sie gab nach und stürzte ihr auf den Kopf; Imogen sank zu Boden, die brennenden Gardinen über sie her. Glücklicherweise kam in diesem Augenblick ihre Jungfer herbei und hinter dieser John Darville, beide hatten in ihren nahegelegenen Zimmern den Schrei vernommen. Sie wurden des Feuers auf der Stelle Herr, fanden aber, daß Imogen das Bewußtsein verloren hatte. Hände und Arme hatten Brandwunden, die aber nicht von Bedeutung waren, da ihr Nachtkleid noch nicht Feuer gefangen hatte, das Bedenkliche war die Kopfwunde, aus der das Blut langsam hervorsickerte. Sie wurde aufs Bett gelegt und die Blutung gestillt; man wandte Belebungsmittel an und schickte nach dem Arzt.

Bis dieser kam, konnte der junge Mann, der an ihrem Bett saß und die leblose Hand, die er in der seinen hielt, zu

erwärmen suchte, seine Bewegung kaum bemeistern. Die Jungfer versicherte nachher, sie habe den Herrn, der sonst nie eine Spur von Erregbarkeit gezeigt habe, gar nicht wieder erkannt; seine Stimme habe gezittert und in den Augen, die er unverwandt auf die leblose Gestalt gerichtet, habe eine Angst gelegen, die sie gar nicht mehr vergessen könne.

Der Wundarzt kam und sein Ausspruch, den er erst nach gründlicher Untersuchung that, klang beruhigend. Es war keine Verletzung, die nicht bei sorgfältiger Behandlung binnen kurzem geheilt werden könnte, aber für einige Tage war unbedingte Ruhe erforderlich. Die Dame habe eine große Erschütterung erlitten, und da ihr Nervensystem ohnehin den Eindruck von Ueberreiztheit mache, sei Ruhe das erste Erfordernis; Bewegung und Geräusch könnten bedenkliche Zustände herbeiführen und an Reisen sei demnach vorderhand gar nicht zu denken.

Der Unfall hatte also zur Folge, daß Imogen beinahe vierzehn Tage in Wien aufgehalten wurde; wäre diese notgedrungene Verzögerung ihrer Reise nicht eingetreten, so hätte eine höchst wichtige Mitteilung, die für all ihre weiteren Schritte maßgebend war, sie schwerlich erreicht. Als nach den ersten Tagen des Hindämmerns Kraft und Denken und damit auch Unruhe und Rastlosigkeit wiederkehrten, beschwichtigte John sie dadurch, daß er allein bis Preßburg fuhr, wo aber jegliche Spur der Gesuchten aufhörte. Ob sie von da an zu Schiff bis Budapest die Donau hinuntergefahren waren, um sich dann quer durch Ungarn und Transylvanien nach der Südspitze Rußlands, Odessa, zu wenden, oder ob sie sich in nördlicher Richtung in die damals unabhängige Republik Krakau begeben hatten oder ob sie auf der Hauptstraße nach Warschau weitergefahren waren — in diesem Falle wäre die Fahrt nach Preßburg nur gemacht worden, um die Fahnder irre zu führen — das konnte er ohne jeden Anhaltspunkt nicht ergründen und kehrte deshalb nach Wien zurück, wo er Imogen sehr erholt und voll Drang nach Fortsetzung ihrer Reise fand. Aber wohin sich wenden? Ein Brief, den er am Tag darauf auf dem Postamt vorfand, machte allem Zweifel ein Ende.

Er lautete:

„Geehrter Herr!

Vor zwei Tagen hat der Herr Graf einen Brief von Madame Nadine Rasiloff erhalten, worauf er mir den Auftrag erteilte, ihr den Bund Noten, den sie hier zurückgelassen

hat, unter der Adresse eines Herrn Nathan Bela, Bankier in Warschau, nachzuschicken. Ich erinnerte den Herrn Grafen an das Ihnen gegebene Versprechen, worauf er mir verdrießlich zurückgab, er gedenke nicht, es zu erfüllen, die gnädige Frau wünsche ihren Aufenthalt zu verheimlichen. Ihr Brief lag offen auf meines Herrn Tisch, und ich würde ihn gelesen haben, wenn ich russisch verstünde. Es traf sich jedoch zufällig, daß der Kurier, den Madame Rasiloff hier in Dienst genommen hatte, mich auf der Durchreise durch Frankfurt aufsuchte. Die gnädige Frau hatte ihn nach Prag geschickt und ihn dort Knall und Fall entlassen, was ihn sehr erboste. Da ich weiß, daß er russisch kann, bat ich ihn, mir den Brief der gnädigen Frau zu lesen, weil ich mir dachte, daß der Inhalt für Sie von Wert sein könnte. Es heißt darin, sie wisse wohl, daß man alles aufbiete, um ihr nachzuspüren, auch habe sie von London aus eine Warnung erhalten. So viel sie höre, sei auch ihr Vetter Iwan Stepanowitsch in der Nähe von Warschau und habe sich nach ihr erkundigt, und sie treffe daher alle Vorkehrungen, ihren Aufenthalt zu verbergen. Warschau werde sie verlassen, sobald ein unumgängliches Geschäft dort abgethan sei, und sie wolle sich dann nach einem entlegenen Ort begeben, dessen Name mir entfallen ist. Alle Briefe an sie sind an Mr. Nathan Bela zu richten.

„Geehrter Herr, ich vertraue auf Ihre Großmut und rechne darauf, daß Sie den Eifer, mit dem ich Ihre Wünsche erfüllt habe, anerkennen, um so mehr als es gegen den Befehl des Grafen geschehen mußte, und verbleibe

Ihr gehorsamer, unterthäniger Diener

Théodore Lisieur."

„P. S. Geldsendungen an mich nimmt die hiesige Bank in Empfang."

Dies Schreiben des jungen Schurken lohnte das unfreiwillige Warten reichlich, und doch ließ John Darville noch einige Tage vorübergehen, ehe er es Imogen vorlas. Als der Arzt schließlich erklärte, sie könne ohne jegliche Gefahr reisen, und John sich sagte, daß ein längeres Zögern sie mehr aufrege und angreife als die Reise, da brachte er ihr den Brief und erklärte sich bereit, am nächsten Tag nach Warschau aufzubrechen.

In die Zukunft zu blicken, dazu fand John in diesen Tagen nie den Mut; es war ihm genug, wenn diese ein=

förmigen Tag- oder Nachtreisen, bei denen man von Staub und Hitze litt und seine geliebte Gefährtin blaß und matt, mit geschlossenen Augen in ihrer Ecke lehnte, Stunde für Stunde überstanden waren. Er wagte nicht voraus zu denken — nein, und sein wackeres Herz wich nie eines Augenblicks Länge von der opfermutigen Aufgabe, die er sich selbst gestellt hatte, und die da war, das zerstörte Leben der jungen Frau womöglich aus den Trümmern neu erstehen zu lassen. Die Möglichkeit eines persönlichen Glückes für ihn selbst war freilich damit ausgeschlossen, aber für sich zu entsagen und für die, welche ihm teurer war als das eigne Leben, alles zu opfern, das war in den Augen dieses jungen Mannes ein so einfaches und selbstverständliches Ding, daß er eine andre Möglichkeit überhaupt niemals vor sich sah.

Wie Horace Bethune sich verhalten würde, wenn er zum Stehen gebracht wäre, welcher Art die Vorgänge sein würden, die ihnen nun wohl in Bälde bevorstanden, davon konnte sich Darville keine Vorstellung machen. Die Furcht vor einem Auftritt, einem Kampf, der Imogens zarte Natur beeinträchtigen könnte, ließ ihn zum Aufgeben der Verfolgung raten, er für seine Person war voll entschlossen, den elenden Mann mit Aufwand all seiner Beredtsamkeit zur Rückkehr zu diesem treu ergebenen, unglücklichen Weib zu drängen.

Er sah ein, daß die ersten Schritte nach der Ankunft in Warschau mit äußerster Vorsicht geschehen mußten, und überlegte daher während der Fahrt, wie alles und jedes einzurichten sei. Solange Bethunes Wohnung noch nicht sicher ermittelt war, mußte Imogens Anwesenheit in der Stadt verborgen bleiben, und er traf deshalb seine Vorkehrungen, um erst spät in der Nacht dort einzutreffen und möglichst wenig Aufmerksamkeit zu erregen.

Was für eine mühselige Reise das war, mit den langen Verzögerungen an den Zollstätten und den Schwierigkeiten bei Erlangung von Postpferden! Auch ein Schreiben des Generalpostmeisters, ein gewandter Kurier und die größte Nachgiebigkeit jeder Art von Erpressung gegenüber fruchteten nicht viel, und wie öde und lang waren die endlosen Fahrten über die sandigen Ebenen, die nur da und dort von einer roten Felsgruppe, einer dürftigen Fichtenpflanzung, Kornfeldern, flachen Weiden und armseligen Dörfern unterbrochen waren. Dann der widerliche Schmutz in den Karawanseraien, wo sie für die Nacht einkehren mußten, und wo sich außer kleinen

schwarzen Broten und Würsten nichts Eßbares vorfand. Glücklicherweise hatten sie von Wien Lederdecken und einen Korb voll Lebensmittel mitgenommen; eine Nacht brachten sie übrigens buchstäblich auf der Straße zu, weil sie lieber im Wagen schliefen, als in der erdrückenden, qualmigen Luft des Wirtshauses. In der fünften Nacht endlich rollte der Wagen durch die ärmlichen Vorstädte auf den großen Marktplatz von Warschau, wo jetzt alle Läden geschlossen waren und das Mondlicht hell und mild auf dem Dach des alten Rathauses schimmerte. Eine halbe Stunde darauf stand Darville bereits mit dem Empfehlungsbrief, womit er sich versehen hatte, vor dem Polizeivorstand.

Schlauheit und List lagen der Natur des ehrlichen Engländers eigentlich sehr fern, in diesem Fall aber fühlte er, daß es galt, sich solcher zu bedienen. Der gegenwärtige Zustand Polens war seinen Zwecken günstig; nach der zweiten Teilung des Königreichs hatte der Zar bekanntlich im Jahr 1815 dem von Napoleon geschaffenen, unter Rußlands Oberhoheit stehenden, aber selbständig regierten Herzogtum Warschau eine Verfassung gegeben, und zwar eine so freisinnige, daß jeder, der die russische Politik der letzten fünfzig Jahre und Kaiser Alexanders entschiedene Abneigung gegen die Freiheit kannte, sich baß darob verwunderte. Man hatte offenbar alles aufgeboten, um das Volk zu versöhnen, und dessen Vorurteile und Abneigungen waren dadurch auch einigermaßen überwunden worden. Allein der Geist der Unabhängigkeit und das Mißtrauen waren keineswegs erstorben; sie glühten fort unter der Asche und hie und da loderte eine Flamme auf, die bis auf den letzten Funken und möglichst geräuschlos zu ersticken, die Aufgabe der russischen Polizei war. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln bestanden jedoch Geheimbünde; wer durch Bande des Bluts oder eignen Vorteil mit Galizien verbunden war, das einem aus dem Triumvirat der Plünderer zurückerstattet worden war, oder wer zum Großherzogtum Posen, wo ein andrer von diesen wieder eingesetzt worden war, Beziehungen hatte, vereinigte sich mit den Unzufriedenen in Warschau, um aufrührerische Pläne zu schmieden und Emissäre auszusenden, die in fremden Ländern Teilnahme erwecken und Hilfe nachsuchen sollten. Infolge dessen war die Polizei äußerst mißtrauisch gegen Fremde und unterzog sämtliche Pässe beim Betreten und Verlassen der Stadt einer eingehenden Prüfung.

Darville fand den Herrn Polizeivorstand an einem durch

eine einzige Talgkerze erleuchteten Tisch sitzend, ein nach Oel und Knoblauch duftendes Gericht vor sich. Der Mann sprach geläufig französisch, und John sagte, nachdem er ihm seinen Empfehlungsbrief von dem russischen Botschafter in Frankfurt vorgelegt hatte, zu dem plumpen, rauhborstigen Beamten: „Ich wünsche in Erfahrung zu bringen, wo ein Fremder, der vor drei oder vier Wochen unter geheimnisvollen Umständen nach Warschau kam, sich jetzt befindet. Derselbe reiste unter der Maske eines Bedienten der Madame Rasiloff, einer Russin, die jahrelang in England gelebt hat, von Frankfurt nach Wien, ich habe aber Grund anzunehmen, daß er diese Maske ablegte, ehe sie nach Warschau kamen. Ist er noch hier, so hat er seine besonderen Gründe, unerkannt zu bleiben, hat er die Stadt verlassen, so ist es von höchster Wichtigkeit, seinen jetzigen Aufenthaltsort festzustellen. Können Sie mir dazu verhelfen?"

Der Beamte runzelte die Stirn; sein schwerfälliges Kalmückengesicht blieb undurchdringlich. „Madame Rasiloff ist keine Polin. Nadine Fedorowna, wie sie hier genannt wird, steht mit vielen von den ersten Familien in Petersburg in Verbindung; ihre Tante Olga Stepanowitsch hat jahrelang hier gelebt. Bei ihrer Ankunft hier zogen wir eingehende Erkundigungen über sie ein und erfuhren, daß sie eine treue russische Unterthanin ist, die ihren Wohnsitz wieder in der Heimat nehmen will."

„Ich habe dem nichts entgegenzusetzen . . . meine Fragen betreffen den Mann, der in ihrer Gesellschaft reist."

„Sein Paß war in Ordnung. Nadine Fedorownas persönliche Angelegenheiten berühren uns nicht."

„Natürlich nicht . . . aber, darf ich Sie fragen, ob er für seine Person einen besonderen Paß hatte?"

„Ja."

„Auf dem ihrigen stand aber ein englischer Bedienter verzeichnet — sie hatte keinen solchen, als sie hierher kam. Ist das kein verdächtiger Umstand? Der Mann reist bis an die Grenze Rußlands in einer Verkleidung — weshalb? Wenn er der ist, den ich hier vermute, und wenn es mir durch Ihre Hilfe gelingt, seine Spur aufzufinden, so wird das Ihnen sehr zu statten kommen. Mehr sage ich nicht."

Der Beamte spuckte auf den Boden; er sah mürrisch und verblüfft aus.

„Ich kann nur wiederholen, sein Paß war in Ordnung."

„Versteh' ich Sie recht, wenn ich daraus entnehme, daß er nicht mehr in Warschau ist?"

„Allerdings; er verließ die Stadt mit Nadine Fedorowna vor etwa acht Tagen. Ihren Bestimmungsort zu erkunden, war nicht unsre Sache," sagte er und zog die massigen Schultern in die Höhe. „Möglich, daß Nathan Bela Ihnen Auskunft geben kann."

Darville heftete den Blick fest und streng auf den Beamten: „Nathan Bela ist, so viel ich weiß, ein polnischer Jude?"

„Der reichste Bankier hier — er war uns nie verdächtig."

„Vielleicht nie — bisher —. Wenn Sie aber erfahren, daß dieser Engländer, der als Bedienter reist, Offizier, Oberst ist —"

„Wissen Sie das gewiß? Wissen Sie gewiß, daß es ein Oberst ist?" unterbrach ihn der andre rasch; er war sichtlich unruhig geworden.

„Ganz gewiß, und ebenso gewiß, daß er sich für tot ausgab. Nun sind diese Thatsachen im Verein mit seinem oder Frau Nasiloffs vertrautem Verkehr mit einem polnischen Juden doch hinreichend verdächtig, um eine Untersuchung von Ihrer Seite zu begründen. Wenn ich zu Bela gehe, so erhält dieser Engländer ganz einfach eine Warnung und entschlüpft mir, das wissen Sie so gut als ich. Ich erwarte daher, daß Sie diese Erkundigung für mich einziehen und der Sache bei keinem Menschen Erwähnung thun werden."

„Ich kann durchaus nicht einsehen, was mich die Geschichte angehen soll," versetzte der Mann, wieder in seine mürrische Teilnahmlosigkeit zurückfallend. „Sie haben Warschau verlassen; wir haben nichts mehr mit ihnen zu schaffen."

Darvilles Geduld ging auf die Neige. „Ich bin überzeugt, daß Sie wissen, wohin sie gegangen sind ... und ich sage Ihnen, daß es von höchster Wichtigkeit ist, dieses Mannes Spur nicht zu verlieren, und daß Sie mir dabei helfen müssen. Wenn ich die Sache nach Petersburg berichte, so können Sie sich darauf verlassen, daß Sie sich Unannehmlichkeiten zuziehen."

Bei diesen Worten zog er seine Börse hervor und legte eine Anzahl Goldstücke auf den Tisch. Der Mann griff danach und steckte sie ein, als ob das etwas ganz Selbstverständliches wäre, dann trat er an ein Pult, kramte eine Weile darin herum und suchte ein Papier hervor, das er auf den Tisch legte.

„Da steht der Name des Orts, nach dem Nadine Fedorowna gereist sein wird, ob sie aber noch dort ist, weiß ich nicht. Bela weiß es — und noch einer."

„Wer ist dieser zweite?"

„Ihr Vetter Iwan Stepanowitsch."

„Ist er in Warschau?"

„Ich glaube nicht, aber ich will mich erkundigen."

„Weshalb nehmen Sie an, daß er es weiß?"

Der Mann lächelte — es war ein widerliches Lächeln.

„Vor zehn oder zwölf Jahren ist er Nadine Fedorownas Liebhaber gewesen; damals war sie arm, jetzt, da sie reich ist, wird er sie vermutlich heiraten wollen. Er kam plötzlich hier an, nachdem sie eben abgereist war, fragte nach ihr und war wütend, als er erfuhr, daß sie fort sei und zwar nicht allein. Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann, aber ich bin überzeugt, daß er seither herausgebracht hat, wo sie ist."

„Er hat bei Ihnen Erkundigungen eingezogen — gaben Sie ihm Auskunft?"

Der Mann schüttelte den Kopf. „Weshalb sollte ich das thun? Iwan Stepanowitsch war einfach eifersüchtig; er hatte keine Ahnung, daß Nadines Begleiter ein Offizier und vielleicht ein Verschwörer sei. Ich bin nicht verpflichtet, jedermanns Fragen zu beantworten."

„Besonders, wenn Sie keinen Vorteil für sich dabei sehen. Bela bezahlt ohne Zweifel gut ... wenn diese Sache aber eine ernsthafte Wendung nimmt, so werden Sie bei den Behörden in Petersburg entweder tief sinken oder hoch steigen, je nachdem Sie mir bei Auffindung dieses Mannes Vorschub leisten oder nicht."

„Habe ich Ihnen nicht die Adresse, die ich besitze, gegeben? Was verlangen Sie mehr?"

„Ich verlange, daß Sie im Lauf des morgigen Tages mit vollständiger Sicherheit durch Bela in Erfahrung bringen, ob der Mann, auf den wir fahnden, noch an diesem Ort zu treffen ist. Sagen Sie dem Bankier, daß Sie Verdächtiges über diesen Engländer gehört haben, daß er ein englischer Oberst ist, und daß bei der gegenwärtigen Lage des Herzogtums Warschau das Eindringen ausländischer Verschwörer eine Gefahr ist, gegen die man sich wappnen muß, und daß es deshalb Ihre Aufgabe ist, jede Bewegung einer solchen Persönlichkeit sorgfältig zu überwachen."

„Wenn er sich aber verbürgt, daß der Mann kein Verschwörer ist?"

„Dann haben Sie ihm anzudeuten, daß seine eigne Stellung als die eines Polen und eines Juden durchaus nicht

unverdächtig sei. Ihre Pflicht ist es, die Polizei der ganzen Provinz, in welcher der Fremde sich bewegt, auf ihn aufmerksam zu machen. ... Ob er nun unschuldig ist oder nicht, er muß beobachtet werden, und sagen Sie Bela nur, daß es sein Schaden sein würde, wenn er Sie belügt. Sie müssen sich aber sehr in acht nehmen, damit er ja nicht merkt, daß ein anderer Engländer Sie darauf aufmerksam gemacht hat. Solang der Gesuchte des Glaubens ist, nur die Polizei spüre ihm nach, so lang wird er sich ruhig verhalten, erfährt er aber, daß die, welche seine Vergangenheit kennen, ihm auf den Fersen sind, so entwischt er."

Darville wußte recht gut, was den würdigen Beamten vor Nachforschungen bei Bela zurückschrecken ließ — man hatte für den Fall einer Frage nach Nadine Fedorowna sein Schweigen vorausbezahlt. Darvilles Andeutungen über eine politische Verschwörung würde ihn aber sicher zum Schweigen veranlassen, und die Gefahr war auf der einen Seite zu groß, die Aussicht auf Belohnung auf der andern zu lockend, als daß ein Mensch dieses Schlages hätte schwanken können. Trotzdem mochte er das Gefühl haben, daß die Ausführung seines Auftrags „schwierig" genannt werden mußte, da er das Geld, womit Bela ihn bestochen hatte, noch in der Tasche haben mochte.

Uebrigens versprach er Darville, ihm am folgenden Nachmittag Bericht zu erstatten, und mit diesem Versprechen ging John die Treppe hinunter, die der Beamte mit seinem hochgehaltenen Talglicht erleuchtete, ein Amt, das draußen in der Straße mit den niedern Holzhäusern der Mond allein zu versehen hatte, dem dabei nur an den meist begangenen Straßenkreuzungen eine qualmende Oellampe zu Hilfe kam.

Es war schon Mitternacht vorüber, als er den Gasthof erreichte, aber Imogen war noch nicht zu Bett; trotz aller Uebermüdung hatte sie keine Ruhe finden können, ehe John zurück war.

„Du solltest längst schlafen," sagte er mit leisem Vorwurf und legte sanft die Hand auf ihre Schulter. „Du hast Ruhe nötig und mußt Kräfte sammeln für die Kämpfe, die dir bevorstehen. ... Er ist nicht hier, aber ich hoffe allen Ernstes, daß wir in Bälde auf ihn stoßen werden." Er gab kurzen Bescheid über seine Verhandlung auf dem Polizeiamt. „Sobald ich weiß, wo er ist, gilt es rasch sein, sonst erhält er durch Bela eine Warnung und entwischt uns."

„Du glaubst also, daß er entfliehen würde, wenn er wüßte, daß ich ihm folge?" fragte sie zitternd.

„Ich glaube, daß er gar nicht Herr seiner Handlungen ist.“

„O Gott! Mein Gott! Wenn sie ihn verbirgt, wenn sie mich nicht zu ihm läßt, was soll ich beginnen? Was kann ich thun?“

„Ich habe das auch bedacht, Imogen, und ich sehe klar, daß nur eine Ueberrumpelung uns zum Ziel führen kann. Sobald wir sie treffen, werde ich mir eine Unterredung mit deinem Mann erzwingen, er mag nun allein sein oder nicht. Du darfst dich einer Begegnung mit dieser Frau nicht aussetzen, aber er kann sich nicht weigern, dich zu sehen und mit dir zu sprechen, wenn er weiß, daß du hier bist und nicht an seinen Tod glaubst.“

John Darville traf am nächsten Morgen alle Vorbereitungen für die Weiterreise, wenn auch deren Ziel noch unbekannt war, dann schlenderte er eine Weile in der Stadt umher und fand sich zur verabredeten Stunde wieder auf dem Polizeiamt ein, wo er eine kurze, aber ergebnisreiche Zwiesprache mit dem Beamten hatte. Dieser sagte, Belas Betragen und ersichtliche Unruhe haben ihn vollkommen überzeugt, daß die polizeiliche Ueberwachung nicht ohne Grund sei. Der Bankier habe zwar hoch und heilig versichert, der Begleiter Nadines sei nicht aus politischen Gründen nach Polen gekommen und seine Verkleidung habe rein persönliche Ursachen. Im übrigen befinden er und Frau Nasiloff sich noch in dem fünfzig Werst entfernten Landhaus, das Bela ihr bis zur Feststellung ihrer weiteren Pläne eingeräumt habe.

„Dabei möchte ich Ihnen raten,“ setzte der Russe mit seinem boshaften Lächeln hinzu, „ja keine Zeit zu verlieren. Nathan Bela wird der Dame sicher mit der heutigen Abendpost Nachricht zukommen lassen. Hier ist ein Brief an den Büttel des nächsten Dorfes; geben Sie ihn bei Ihrer Ankunft sogleich ab.“

Damit reichte er Darville ein Schreiben und steckte die Rubel, die ihm zum Dank gereicht wurden, ebenso unverfroren ein wie die gestrige Summe.

Als Darville das Gebäude verließ, gewahrte er einen Mann von unverkennbar jüdischer Abstammung, und es nahm ihn nicht Wunder, daß derselbe ihm in gemessener Entfernung bis zum Gasthof folgte. Etwas später erfuhr er auf Befragen vom Wirt, daß ein Commis Belas da gewesen sei und alles mögliche über die Herrschaften ausgekundschaftet habe, wann sie angekommen seien, wie lang sie hier blieben und wohin sie reisten. Ueber letzteres hatte der Wirt allerdings nichts verraten können, da er es selbst nicht wußte, und John freute

sich nun doppelt seiner Vorsicht, die ihn in stand setzte, in einer Stunde fortzufahren, ohne irgend jemand zu sagen, wohin. Bald darauf rasselte der Wagen über den Marktplatz, der zu dieser Stunde ein farbenreiches Bild bot. Die Läden der Armenier mit den reichen Stoffen, den blitzenden Bogen und anderen reich verzierten Waffen standen offen; einzelne Männer — Frauen sah man fast gar nicht — gingen in reicher Nationaltracht auf und ab, dazwischen Juden im langen Kaftan, die sich gleicherweise von des Tages Last und Hitze erholten. Einer von diesen warf einen scharfen, forschenden Blick nach dem schwerbepackten Reisewagen, der, mit sechs Pferden bespannt, vorüberfuhr und auf der langen Schiffbrücke im letzten Strahl der Augustsonne die Weichsel überschritt.

Dreißigstes Kapitel.

Es war zwischen drei und vier Uhr morgens — der Mond war eben hinter den niederen Hügeln, die da und dort aus der Ebene hervorragten, verschwunden, als der Wagen in einen dichten Nadelwald einbog, an dessen anderem Ende das Dorf mit dem Ziel der Fahrt lag.

Noch war die Morgendämmerung nicht angebrochen, aber der Himmel hatte jenes eigentümliche Vorglühen, das manchmal diese Stunde so schön macht. Ringsum herrschte tiefes Schweigen, nur von einem am Waldesrand gelegenen Sumpf tönte das Quaken der Frösche herüber. Der rote Schein der Oellampe eines Wirtshauses flimmerte durch das Dunkel der Bäume und wuchs zusehends, als man näher kam.

Das lange Holzhaus mit der breiten Thoreinfahrt in der Mitte war die einzige Wirtschaft des Ortes und hielt am Anfang der Straße zur Linken Wache; zur Rechten zweigte ein Weg ab, der durch blühendes Gebüsch, zwischen Lindenbäumen und Akazien zu einem stattlichen Anwesen führte, dessen Dach in der lichtvollen Sommernacht deutlich über den Bäumen erkennbar war; an der nördlichen Seite schienen ausgedehnte Wirtschaftsgebäude zu liegen, auf der südlichen unterschied man eine Veranda. Das Unterholz des Waldes begrenzte diese Besitzung, die nicht eingezäunt und nur durch den von Busch-

werk eingefaßten Fußpfad von dem Wald getrennt war; von diesem aus schlängelten sich noch mehrere schmale Pfade zu der Besitzung hinauf. Das war alles, was John vom Wagen aus zu sehen vermochte, als dieser zum Wald herausbog und in den Hof des Wirtshauses einlenkte, wo die Reisenden an der Thüre von einem scharfäugigen kleinen Wirt in weißem Kaftan empfangen wurden. Derselbe sah klüger aus, als es dortlands bei den Bauern gewöhnlich ist, sprach zwar nur polnisch, war aber von dem Kurier, der ihn vor einer halben Stunde aus den Federn gejagt hatte, schon über vieles verständigt worden. Er führte die Gäste vom Hof aus über eine hölzerne Treppe zu den muffigen kleinen Stübchen, wie er sie eben zu bieten vermochte, dann brachte er Thee in einem Samowar, und John richtete mit Hilfe des Kuriers ein paar Fragen an ihn, die er mit großer Geläufigkeit beantwortete — er schwatzte offenbar gern.

Ja wohl, das Haus da drüben gehörte dem Bankier Bela, und seit vierzehn Tagen wohnte eine fremde Dame mit ihrem Mann drin. Sie waren nicht abgereist — keineswegs. Selten verließen sie den Garten und hatten noch mit niemand verkehrt als mit einem fremden Herrn, der vorgestern abend angelangt und gleichfalls bei ihm abgestiegen war. Er hatte gestern drüben Besuch gemacht, und im Lauf des Tages hatte die Dame ihm denselben erwidert und war dabei plötzlich erkrankt — so nahm er wenigstens an, denn der Fremde hatte einen Boten mit einem Brief in die Villa geschickt und die Dame in seinem Zimmer eingeschlossen. Weshalb? Ach! Das konnte er ja nicht sagen. Daraufhin sei der andre Herr herübergekommen und die beiden Fremden waren miteinander allein in eine Stube gegangen; hernach hatte der Mann der Dame diese heimgeführt. Der Wirt erzählte das alles mit großer Zungenfertigkeit und entschiedenem Behagen; offenbar flößte ihm dies zusammenhangslose Stück aus der Komödie des Lebens, das sich in seiner Einsamkeit abspielte, großen Anteil ein.

Darville hatte sofort die innere Gewißheit, daß der Fremde kein anderer war, als Iwan Stepanowitsch, aber auf das Verhältnis, in dem die drei Personen untereinander standen, warf des Mannes Erzählung ein höchst unklares Licht. John hatte dieses Verhör durch den Dolmetscher außerhalb Imogens Hörweite angestellt; sie war in ihr Zimmer gegangen und hatte sich, wie er hoffte, niedergelegt. John ging wieder in den Hof, wo die dampfenden Pferde vom Kutscher in den Stall gebracht wurden, der dabei leise ein polnisches Volkslied vor sich hin

summte. Jetzt krähte ein Hahn. John lehnte sich an den Thorbogen und blickte die Dorfgasse entlang. Nirgends ein Licht — ringsum kein Laut. Ein abgemagerter Hund kroch geräuschlos von Thür zu Thür; kein Rauch stieg aus den niederen Schornsteinen der Holzhäuschen, in denen die Landleute noch von dem traumlosen Schlaf befangen ruhten, wie harte Arbeit und sorgenfreies, wenn auch eintöniges, freudloses Dasein ihn erzeugen.

Sie waren lebendige, menschliche Wesen wie Imogen Bethune, aber wie wenig Gemeinsames hatten die großen, einfachen Linien, die ihres Daseins schlichte Freuden und Leiden bildeten, mit den verschlungenen, wirren Fäden ihres ereignisreichen jungen Lebens.

Mit diesem Gedanken, der so von ungefähr in ihm aufgestiegen war, blickte John nach oben und gewahrte, wie der erste rötliche Morgenstrahl die obersten Spitzen der Tannen vergoldete. Im selben Augenblick fast veranlaßte ihn ein rascher Schritt, der die hölzerne Treppe herabkam, sich umzuwenden; offenbar sah der Mann, der sich rasch näherte, ihn nicht oder er nahm die dunkle Gestalt, die im Schatten des Thorwegs stand, für die eines Knechts. Unter der rot flackernden Lampe, die an einem Haken über dem Thorbogen herabhing, hielt der Unbekannte einen Augenblick still, um seine Uhr herauszuziehen, und John hatte auf diese Weise Gelegenheit, ein Gesicht zu studieren, das, wo man ihm auch hätte begegnen mögen, die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben würde.

Es war ein ungewöhnlich großer und kräftiger Mann, wohl noch nicht vierzig Jahre alt, mit einem mächtigen Kopf, dem die kleinen grauen Augen unter buschigen Brauen, der fest zusammengepreßte Mund und das eckige Kinn einen Ausdruck tierischer Wildheit verliehen. Seine Kleidung war die eines vermöglichen Bauern; den Eindruck machte sie wenigstens auf John, möglich, daß es nur die etwas veränderte Volkstracht war, die er, um unbemerkt zu bleiben, angelegt hatte. Am Arm hatte er einen Mantel hängen, was an dem warmen Sommermorgen nicht recht angebracht zu sein schien, und offenbar hielt er darunter irgend einen Gegenstand verborgen. John hatte vollauf Zeit, all diese Einzelheiten in sich aufzunehmen, während der Fremde im heller werdenden Morgenlicht über die Wiese zwischen Wald und Wirtshaus dahinschritt und dann den Fußweg zu dem Belaschen Besitztum einschlug. Wo er wohl hingehen mochte um diese Stunde?

Ein paar Minuten stand John noch da, und seine Gedanken waren durch die Erscheinung des Fremden, den er beim ersten Blick für Iwan Stepanowitsch hielt, in eine ganz andre Richtung gelenkt. Welche Rolle dieser Vetter wohl bisher in dem Drama „Nadine Fedorowna“ gespielt haben mochte. Und welche Rolle er noch spielen würde? John entsann sich hernach sehr wohl, welch seltsamen Trieb er plötzlich empfunden hatte, dem Fremden zu folgen — wozu, das hätte er selbst nicht zu sagen vermocht. Er widerstand diesem Drang, aber er fühlte sich beunruhigt; eine Unterredung mit Bethune herbeizuführen, dazu war die Stunde noch ungeeignet, und so beschloß er bei sich, einen Morgenspaziergang zu unternehmen.

Als er unter dem Thorbogen hervortrat, hörte er seinen Namen vom oberen Fenster her rufen; es war Imogen.

„Warte auf mich,“ rief sie und gleich darauf kam sie leichten Schritts die Treppe herunter. „Mein Kopf glüht wie im Fieber ... laß uns ein wenig gehen. ... Die frische Morgenluft wird mir wohl thun; schlafen kann ich nicht und in dem Zimmer ist es erstickend schwül.“

Als sie quer über die Wiese dem Wald zugingen, lag der Tau schwer auf dem Gras; unter den Bäumen war es noch dunkel und schwül, und so schlugen sie den freiliegenden Pfad ein, der im rechten Winkel von der Straße zu Belas Gut führte und es ohne Zaun oder Hecke vom Wald abschnitt. In dieser ursprünglichen Einsamkeit bedurfte man wohl der künstlichen Grenzen nicht; Vieh und Ziegen stiegen nach Belieben umher, und die Landleute gingen ungehindert ab und zu.

Schweigend schritten die beiden zwischen dem tauigen Buschwerk dahin; der östliche Himmel war nun mit duftigen Wölkchen geschmolzenen Goldes übersät, der Tag war da. Ein Vögelchen stimmte im Dickicht die große Morgensymphonie mit Trillern an, und stärker und stärker schwoll der Ton, bis ihm vom nächsten Busch ein zartes Stimmchen Antwort gab; aus weiter Ferne trug die krystallhelle Morgenluft das Geläute des zur Weide getriebenen Viehs herüber.

„Hörst du nicht sprechen?“ sagte Imogen und blieb plötzlich stehen.

„Doch ... wahrscheinlich Holzhauer im Wald.“

Vor ihnen stand eine Bank, auf die sie erschöpft niedersank.

„Laß mich hier ein wenig ruhen. Je näher der Augenblick kommt, desto mehr ergreift mich die Angst, daß er sich weigern könnte, mich zu sehen! Wenn dieser Wahn

bei ihm anhielte — ach, wozu wäre ich dann noch auf der Welt?"

Sie preßte die Hände fest aufeinander, aber John ward doch inne, wie sie trotz aller erzwungenen Fassung zitterten und zuckten.

„Er wird sich nicht weigern, er kann es nicht. Was aber das Ergebnis betrifft, Imogen, so gilt es tapfer zu sein bis ans Ende. Du hast ausgeführt, was du als Pflicht ansiehst, du darfst nicht zusammenbrechen, darfst nicht alle Hoffnung aufgeben, selbst dann nicht ... wenn ... wenn du ... deinen Zweck jetzt nicht erreichst. Wir haben nur den einen Weg vor uns, und ich habe dir von Anfang an gesagt, daß er vielleicht nicht zum Ziele führen wird. Aber damit, daß du hierher kamst, daß du ihm zeigst, daß du wenigstens dich nicht hast täuschen lassen, damit hast du das deinige gethan — das übrige steht in Gottes Hand."

„Das übrige steht in Gottes Hand," als er diese Worte aussprach, ertönte ein scharfer knatternder Laut, ein Laut, über dessen Natur kein Zweifel möglich war: es waren zwei fast gleichzeitig abgefeuerte Schüsse, deren Knall aus dem Wald hervor aus einer Entfernung von ein paar hundert Schritten zu ihnen drang.

Darville sprang auf. Imogen, die zu tief in ihre eigne Herzensangst und Not verstrickt war, um den Außendingen sonderliche Aufmerksamkeit zu schenken, blickte zu ihm auf und nahm auf diesem Antlitz, das sonst so wenig verriet von dem, was in dem Mann vorging, einen Ausdruck wahr, wie sie ihn noch nie gesehen hatte, ein Entsetzen lag in diesem Blick, als ob ihm mit einemmal die Gewißheit geworden wäre, welche Hände diese Schüsse abgefeuert hatten.

„Bleib du hier," war alles, was er sagte, und dann brach er durch die Büsche, schlug sich durch die Ranken, die ihm den Weg versperrten, bis hinüber zum Pfad und von dort pfeilgerade durch den Wald dem Ort zu, von dem die Schüsse gekommen waren. Er verfehlte eine kleine Lichtung zu seiner Linken, die ihm unmittelbaren Durchlaß zu der Stelle gegeben hätte, und es kostete ihn einigen Zeitverlust, sich durch das dichte Unterholz zu arbeiten, und durch dies Verfehlen des geraden Wegs verfehlte er auch die Begegnung mit einem Mann, der denselben raschen Schrittes von der entgegengesetzten Richtung her durcheilte.

Jetzt war das Buschwerk zu Ende und John lief über

den weichen, glatten, mit Tannennadeln besäten Waldboden bis dahin, wo das Stückchen goldenen Himmels breiter und größer wurde und das Baumgeflecht sich aufthat. Plötzlich stand er an einer Lichtung, die ihre zwanzig Meter im Quadrat haben mochte und auf die vier Pfade mündeten.

Da, auf dem kurzen grünen Rasen in einer Blutlache, das nach oben gewendete Antlitz von dem fahlen, kühlen Morgenlicht beschienen, lag Horace Bethune.

Imogen war, an Leib und Seele müde, regungslos auf der Bank sitzen geblieben, in stummem Erstaunen über Johns heftigen Aufbruch, denn es kam ihr nicht in Sinn, die beiden Schüsse, die sie wohl gehört hatte, in irgend einen Zusammenhang mit ihrem eignen erbärmlichen Dasein und ihrer hoffnungsarmen Zukunft zu bringen. Er war erst wenige Minuten fort, als sie das Geräusch eines raschen Trittes vernahm, der hastig durch das Gehölz näher kam, unmittelbar darauf tauchte, wenig Schritte von ihr, die mächtige Gestalt eines großen Mannes aus dem Gebüsch. Seine Züge waren verzerrt; das Haar klebte in kaltem Schweiß an der Stirn; von seiner linken Schulter sickerte ungehindert das Blut herab, in der rechten Hand hielt er eine Pistole. Es war ein böser Anblick, als er so dastand und mit dem irren Blick eines zum Stehen gebrachten Wildes die junge Frau anstarrte.

Er sprach hastig ein paar Worte in russischer Sprache.

Sie schüttelte den Kopf, und er fragte sie nun auf französisch: „Wer sind Sie? Was führt Sie zu dieser Stunde hierher?"

Seltsamerweise war sie nicht im geringsten erschrocken; die Erscheinung des Mannes verhieß allerdings wenig Gutes, aber es schien mit einemmal eine große Kraft über sie zu kommen. Sie erhob sich und trat näher auf ihn zu.

„Lassen Sie sich das nicht kümmern ... Sie sind verwundet. Darf ich Sie verbinden? Die Blutung wird stärker."

„Da drunten finden Sie schlimmere Arbeit vor," er deutete nach dem Wald, „mir schadet das bißchen Blutverlust nicht. Hat Nadine Fedorowna Sie hergeschickt? Weiß sie?"

Er stellte die Frage sehr eindringlich, mit großer Bitterkeit im Ton.

„Ich weiß nicht, was Sie meinen," erwiderte sie langsam. „Ich bin hier fremd — Oberst Bethune, der Engländer, ist mein Gatte ... ist er hier?"

Was sie vermocht hatte, dem Unbekannten dies zu sagen,

wußte sie selbst nicht, aber nie im Leben konnte sie die seltsame Wandlung vergessen, die bei ihren Worten mit dem grimmigen Gesicht vor ihr geschah. Das Grauen und das tiefe Erbarmen, wie sie plötzlich den Blick dieser tiefliegenden Augen milderten, die Bewegung, wie er mit der blutüberströmten Hand nach der Stirn fuhr, als ob er mit den kalten Tropfen, die dort standen, auch die Last einer plötzlich über ihn kommenden Gewissensqual abschütteln wollte, das alles stand ihr noch nach Jahren deutlich vor Augen. Erst war es, als ob die Sprache ihm versagte; er deutete nach dem Wald und stieß einen undeutlichen Laut aus, dann kam es mit rauher, heiserer Stimme von seinen Lippen: „Gehen Sie rasch! Eilen Sie zu ihm, ehe es zu spät ist! Und vergessen Sie nicht, daß er es so haben wollte. Er hatte sie mir geraubt, sie, die Liebe meines ganzen Lebens. Ich hieß ihn gehen, uns allein lassen — er wollte nicht! Seine Schuld war es, nicht die meinige!"

Jetzt, mit einem Schlag stand die Wahrheit, die gräßliche Wahrheit klar und greifbar vor ihr. Sie fragte nicht; ein Schrei, ein lauter Weheruf, dann flog sie durch das Gehölz hinab den Weg, den jener gekommen war. Kein Schwächegefühl, keine Ohnmacht hemmte ihren Schritt, wie flüssiges Feuer rann es durch ihre Adern. Sie ging nicht, es riß sie vorwärts, blindlings, bewußtlos, dem einen Trieb gehorchend, nur den einen Gedanken festhaltend — wenn sie zu spät käme!

Er war nicht tot, aber das Leben entströmte ihm leise, wie er so dalag auf dem grünen Rasen, unterstützt von John Darvilles Arm, fast ohnmächtig von dem starken Blutverlust. John hatte seinen dünnen leinenen Rock in Streifen gerissen und versucht, durch Unterbinden das Blut zu stillen, das der Wunde entströmte. Dann hatte er dem Verwundeten aus einer Branntweinflasche, die er bei sich trug, ein paar Tropfen eingeflößt, worauf ihm das Bewußtsein zurückkehrte und er sich besinnen konnte, wo er war und in wessen Arm er ruhte.

„Wie kommen Sie hierher?" fragte er flüsternd.

„Ich begleitete Ihre Frau, die Sie — pflegen wollte, Bethune."

„Sie — sie weiß also?" Sein gläsernes Auge irrte suchend umher.

„Ja, sie weiß."

„Zu spät," hauchte er.

„Nein, es darf nicht zu spät sein. Sie müssen leben, um ihr zu danken — um ihre Verzeihung zu erlangen."

Er machte eine verneinende Kopfbewegung und schien sprechen zu wollen, konnte es aber nicht.

„Versuchen Sie noch ein wenig zu trinken, dann hole ich sie."

Während er das sagte, während er die Flasche dem Mund des Sterbenden näherte, kniete mit einemmal, blaß, atemlos, mit weit aufstehenden Augen Imogen an seiner Seite. Die Erregung wirkte belebend auf den Verwundeten und verlieh ihm den Anschein der Kraft; er blickte auf, blickte in dies nur zu vertraute Antlitz, das ihm trotz all seiner Milde, all seiner erbarmenden Liebe wie das eines Racheengels erschien — in seinen Augen leuchtete es auf und von seinen Lippen rang sich, aus tiefstem Herzen kommend, der Schrei: „Mein Weib! ... Hast du dazu hierher kommen müssen? Glaubtest du mich denn nicht tot? ... O, wenn ich gewußt hätte, daß dir so viel daran gelegen. ..."

„Ach, mehr als an meinem Leben ... mehr als an der ganzen Welt ... mein Gatte!" rief sie mit leidenschaftlicher, überströmender Zärtlichkeit.

„Wie sonderbar!" flüsterte er kaum vernehmbar. „Wenn ich das gewußt hätte! ... Und jetzt — kannst du mir vergeben?"

Sie wollte nicht sprechen; sie beugte sich herab und preßte ihre Lippen auf die seinigen.

„Gott segne dein Kommen!" sagte er und seine Stimme schien an Stärke zu gewinnen. — „Nachdem ich dir so bitter weh gethan habe, bin ich glücklich, nicht sterben zu müssen, ohne deinen verzeihenden Blick ... das ist mehr wert als ein Priester."

„Ist denn kein Arzt zu haben?" rief sie, die Hände ringend. „O John! John! Ist denn keine Rettung? Vielleicht, wenn du zu ihr gingest?"

Bethunes Blick hieß sie innehalten.

„Nein, nicht zu ihr," sagte er. „Das ist vorüber — das gehört dem Leben an und hier ist der Tod. ... Da sitzt die Kugel ganz nahe bei der alten Wunde ... und kein Mensch kann sie herausziehen. ... Es ist für alle gut, wenn ich sterbe, mein armes Weib! ... Mein Leben hat niemand groß zum Heil gereicht. ... Es ist leichter, jetzt zu sterben, als weiterzuleben. ..."

Nach einer Unterbrechung, denn er mußte nach Atem ringen, fand er Kraft hinzuzusetzen: „Willst du meine Wünsche erfüllen, wenn ich nicht mehr bin?"

„Ein jeglicher soll mir heilig sein,“ sagte sie leise.

„Begrab’ mich hier. . . . Sorge, daß niemand von all dem Elend erfährt . . . bis nach deinem eignen Tod. . . . Für alle . . . außer dir . . . bin ich vor zwei Monaten gestorben. . . . Und, bedenke wohl, es war ein rechtmäßiger Zweikampf . . . die Eifersucht raubte ihm die Besinnung . . . man darf ihn nicht —“

Die Stimme war jetzt so schwach geworden, daß die letzten Worte den beiden, die sich tief auf ihn herabneigten, unverständlich blieben. Zwei Ziegenhirten, wohl herbeigelockt von dem Knattern der Schüsse, kamen langsam näher und blickten neugierig auf den befremdlichen Vorgang. Noch einmal richtete John den Sterbenden auf und versuchte, ihm etwas Branntwein einzugießen, aber er konnte nicht mehr schlucken. Wieder heftete er den Blick, über dem schon der Schatten des Todes lag, auf seine Frau und stammelte: „Hab Erbarmen mit ihr . . . sie . . . hat mir alles geopfert . . . was ihr wert war. . . . Der Herr vergebe uns beiden. . . . Ich glaubte . . . ja, wenn ich gewußt hätte, daß es dich schmerzen würde . . . Darville . . . wo sind Sie? . . . Sie sind ein guter Mensch . . . ihrer würdiger als ich . . .“ Er versuchte ihre Hände ineinander zu legen. „Seid glücklich . . . ich sterbe gerne . . . gerne . . .“

Das Haupt sank zurück; ein wenig Schaum trat auf seine Lippen — er war tot.

Die Ziegenhirten trugen ihn nach dem Wirtshaus.

Sie wollte sich nicht von dem Leichnam trennen, stumm und thränenlos saß sie neben dem stillen Mann, den sie so treu geliebt hatte. Darville schickte sich indessen sofort an, mit der Polizei zu verhandeln, denn er fühlte, daß dies notwendig war, obwohl er von der Ursache und den näheren Umständen von Bethunes Tod nicht sprechen wollte. Der Brief des Polizeibeamten in Warschau kam ihm jetzt zu statten, weil darin auseinandergesetzt war, daß er und Imogen gekommen seien, um einen gewissen Engländer ausfindig zu machen. Diesen Engländer hatten sie sterbend im Wald gefunden und Darville erklärte jetzt offen, daß derselbe der Gatte seiner Verwandten sei. Anfangs war er sich nicht recht klar, wie weit er die Behörde in Bezug auf Iwan Stepanowitsch unterrichten solle, aber erstens war dieser fort, entflohen, kein Mensch wußte wohin, und zweitens sah er sich in die Notwendigkeit versetzt, den Tod Bethunes aufzuklären, um sich selbst von dem naturgemäß auf ihn fallenden Verdacht zu reinigen. Die Aussagen des Gastwirts über die seltsamen Vorfälle am vorhergehenden Tag

und den Wortwechsel, der zwischen den beiden Männern stattgefunden hatte, war von großer Wichtigkeit, ebenso das Zeugnis der Ziegenhirten, die mit angesehen hatten, in welcher Weise der Sterbende mit John gesprochen. Daß er in einem Zweikampf mit Stepanowitsch gefallen war, unterlag keinem Zweifel und Bethunes eigne Erklärung, daß derselbe ein rechtmäßiger gewesen sei, machte ja aller Ungewißheit ein Ende.

Von seiten Frau Rasiloffs ward gegen nichts Einsprache erhoben, ja es kam überhaupt kein Lebenszeichen vom Hause Nathan Belas. Iwan Stepanowitsch hatte Frau Nadine vor seiner Flucht noch aufgesucht, hatte ihr gesagt, daß Bethune tot und auch, daß Imogen hier sei. Was zwischen den beiden vorgegangen war, wird nie jemand erfahren, aber als die Jungfer hernach ins Zimmer trat, fand sie ihre Dame bewußtlos ausgestreckt und diese kam den ganzen Tag nicht wieder zu sich.

Die Polizei machte keinen Versuch, des Thäters habhaft zu werden; Zweikampf war zwar vom Gesetz untersagt, wurde aber thatsächlich selten bestraft, namentlich wenn die Beteiligten von Familie oder von Bedeutung waren. Die Sache wurde in Petersburg gemeldet und Iwan Stepanowitsch blieb irgendwo im Hinterhalt, bis das Gerede verrauscht war.

Das Begräbnis sollte in der Frühe des kommenden Morgens stattfinden und bis dahin war Johns Zeit vollständig ausgefüllt, erst hatte er mit der Polizei zu verhandeln, dann mit den Priestern. Die Leiche lag in einem der oberen Zimmer des Wirtshauses und die Witwe hielt den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht Wache dabei. John wußte, daß das Alleinsein ihr wohlthätig war; seine Nähe und sein Mitgefühl thaten ihr jetzt nicht not, auch war sie nicht gebrochen, wie man es hätte erwarten können. Die Wandlung, die mit ihr vorgegangen war und die für ihre ganze Lebenszeit vorhalten sollte, ließ sich nicht als Jammer bezeichnen; es war, als ob die große Woge, die sich all diese Wochen her vor ihr aufgetürmt, nun über sie hingegangen sei und zwar ohne sie wegzuschwemmen, was sie selbst in Erstaunen setzte. Sie selbst hatte sich festgehalten am Felsen und nur die Lebenskraft, die fieberhafte, rastlose Hoffnung, die das Blut so hastig und wild durch ihre Adern getrieben hatte, waren hinweggespült. Sie hatte ein letztes Mal erblickt, was ihr auf Erden das Liebste gewesen war — und sie war erst zweiundzwanzig! Vielleicht mußte sie lange leben und

eine alte Frau werden — wie mühsam und öde war die Pilgerschaft, die noch vor ihr lag!

Merkwürdig war, daß sie sich selbst in den ersten Stunden des Schmerzes schaudernd zugestand, Gottes Barmherzigkeit habe ihn zu sich genommen. Ihr war er ja schon entrissen gewesen; wäre er am Leben geblieben, so hätte die Zukunft nichts bringen können als Kampf ohne Ende, Gewissensqual und Verzweiflung. Sie hatte sich angeklammert an den holden Trug, bis die nackte Wahrheit in ihrer Unerbittlichkeit ihr aufgedrängt wurde — jetzt war er wieder ihr eigen. In ihren Armen war er verschieden; er hatte Ruhe gefunden.

Einunddreißigstes Kapitel.

Bei Tagesanbruch hatte das Begräbnis stattgefunden und Imogen hatte seither ihr Zimmer nicht wieder verlassen, keinerlei Besprechungen hatten zwischen ihr und John stattgefunden, denn er erachtete einen Tag gänzlicher Ruhe körperlich und gemütlich nötig für sie.

Er hatte ihr gesagt, er wolle ihr die peinvolle Aufgabe, an Lady Craven zu schreiben, abnehmen, und sie hatte ihm wie im Traum geantwortet: „Vergiß nicht, was er uns sterbend sagte, John. . . . Solange ich es vermeiden kann, soll weder meine Mutter noch irgend jemand erfahren, daß er um dieser Frau willen kämpfte und starb. Sag ihr die Wahrheit, sag ihr, daß wir ihn sterbend hier fanden — mehr nicht.“

„Aber die Dienstboten?“

„Meine Jungfer will nach Haus gehen, zu ihrer Familie in Belgien. Ich werde unsre beiden Leute entlassen, ehe wir nach England zurückkehren.“

Wie seltsam, daß sie sich in ihrem tiefen Leid alle Mittel und Wege, Bethunes Geheimnis zu bewahren, bis ins kleinste überlegt hatte. Während er diese seltsame Thatsache bei sich überdachte, setzte er sich in dem Zimmer, das an Imogens stieß, zurecht, um an Lady Craven zu schreiben, aber mehr als ein Briefblatt wurde zerrissen, ehe er sich zufrieden geben konnte und sich sagen, daß er weder zu viel noch zu wenig gesagt habe. Die Thüre stand weit offen; Imogen hatte sich niedergelegt, und da sie keinen Laut von sich gab und sich nicht rührte, hoffte er, sie sei eingeschlafen.

„Meine teure Cousine!

An Imogens Stelle schreibe ich Ihnen, um Ihnen zu sagen, daß unsre Reise in jeder Hinsicht beendigt ist. Horace Bethune ist nicht mehr. Wir fanden ihn hier als einen Sterbenden und Imogen kam noch zu rechter Zeit, um seine letzten Worte, das Geständnis seiner Reue und die volle Anerkennung ihrer hingebenden Liebe von seinen Lippen zu vernehmen.

Die, welche Schuld an all diesem Elend trägt, war nicht anwesend zur Zeit seines Todes und wir haben sie nicht gesehen, ich weiß nicht einmal mit voller Sicherheit, wo sie sich aufhält. Darf ich Ihnen andeuten, daß es besser wäre, in Ihren Briefen an Imogen der Mrs. Poyntz gar nicht Erwähnung zu thun? Seiner Witwe höchster Wunsch ist, sein Andenken unbefleckt und rein zu erhalten, und sie möchte alle glauben machen, daß er wirklich durch einen Unglücksfall ums Leben gekommen sei, zu der Zeit und auf die Weise, wie man zuerst angenommen hatte. Natürlich wissen Sie, Mrs. Priam und Sir David, daß dem nicht so ist, für alle andern aber möge die erste Nachricht die richtige bleiben. ... Sie ist von einer wunderbaren Ruhe und Fassung, aber sehr erschöpft von Angst und Ermüdung, weshalb wir zum mindesten noch einen Tag ausruhen wollen, ehe wir die Heimreise antreten. In Frankfurt hoffen wir Briefe zu finden; für Wien reicht die Zeit nicht.

Imogen sendet innigsten Gruß, und ich verbleibe, verehrte Cousine,

Ihr herzlich ergebener

John Darville."

Es war zehn Uhr; an der Thür des Gasthofs stand händeringend eine Frau. Sie war eine Deutsche und konnte sich nicht verständlich machen, bis Franz herbeikam. Ihre Frage galt dem englischen Herrn, in dem sie einen Arzt vermutete, weil er, wie sie gehört hatte, dem armen Erschossenen Beistand geleistet hatte. Sie bat so ernstlich, zu ihm geführt zu werden, daß Franz nicht umhin konnte, ihre Botschaft zu bestellen, obwohl er sie schon belehrt hatte, daß Darville kein Doktor sei.

Es war Anna Löser, Nadines Jungfer, eine beschränkte Person, aber ihrer Herrin sichtlich sehr ergeben. Da sie der

Sprache halber mit niemand verkehren konnte, hatte sie von all den Gerüchten, die im Dorf von Mund zu Mund gingen, nichts gehört und brachte die Anwesenheit dieser beiden Fremden in keinerlei Zusammenhang mit dem plötzlichen Tod des Geliebten ihrer Herrin. Unter Schluchzen erzählte sie Darville, daß die Nachricht ihrer Dame auf rohe Weise mitgeteilt worden sei, und daß der Schrecken deren Nerven furchtbar erschüttert haben müsse, denn sie sei von dem Augenblick an ganz teilnahmslos und fast ohne Bewußtsein. Wenn der fremde Herr sich irgendwie auf die ärztliche Kunst verstehe, so möge er doch mit ihr auf die Villa kommen, eine Reiseapotheke sei wohl vorhanden, aber welche Mittel anzuwenden seien, wisse sie nicht.

Diese Zumutung war wirklich unsäglich peinlich für Darville und er überlegte bei sich, ob es nicht genügen würde, der Person einige Verhaltungsmaßregeln zu geben, als die Thür des inneren Zimmers sich aufthat und Imogen leichenblaß, aber ruhig und entschlossen hereintrat.

„Ich gehe mit dir," sagte sie fest.

„Du!" rief er betroffen und setzte dann, indem er zu ihr hintrat, leise sprechend hinzu: „Es wird dir unerträglich sein, sie zu sehen — weshalb dich dieser Qual unterziehen? Du kannst der Elenden doch nicht helfen."

„Vielleicht kann ich es. ... Und ... hast du vergessen, was seine letzten Worte waren? Wenn ich ihr nicht jetzt Erbarmen zeige, wann soll ich barmherzig gegen sie sein? Ich will hingehen."

Er kannte sie zu genau, um eine weitere Einrede zu versuchen.

„Die Dame und ich werden mit Ihnen gehen," sagte er zu der Jungfer und bedeutete ihr, ihnen den Weg zu zeigen.

Als sie die grünumrankte Veranda betraten, die rings um das Landhaus lief, war die Luft schwül und voll würzigen Reseda- und Nelkenduftes, der aus den darunter liegenden Blumenbeeten aufstieg.

Die Vorhalle und das Zimmer, in das die Jungfer sie zuerst führte, waren aufs einfachste eingerichtet, aber auf den dürftigen Möbeln lagen Luxusgegenstände, welche die Anwesenheit der gegenwärtigen Bewohnerin verrieten, Samtkissen, gestickte Baschliks, eine reich verzierte Reiseuhr, eine juchtenlederne Schreibmappe, dies waren aber nur die Vorläufer der Juwelen, der goldumränderten Fläschchen, der Hunderte von Kleinigkeiten, die das nun folgende Schlafzimmer als das einer verwöhnten Modedame kennzeichneten.

Das Fenster stand weit offen und die Schlingrosen schauten neugierig herein und ihre hüpfenden Schatten fielen auf das Bett gegenüber mit der Atlasdecke und der regungslosen Gestalt darunter. In den leichten Musselinvorhängen fing sich ein frischer Morgenwind und wehte sie hin und her, aber er rief keinen Hauch zurückkehrenden Lebens auf das blasse, starre Gesicht, das von wirrem, blondem Haar umgeben auf dem Kissen ruhte.

Die junge Witwe stand neben dem Lager und blickte in das Antlitz der Frau, die sie so tief geschädigt, die ihr das herbste Unrecht gethan, das ein Weib dem andern thun kann, die sie des Gatten, seiner Liebe und seines Lebens beraubt hatte.

Konnte sie ihr vergeben? War es menschenmöglich, dies zu thun? Sie stand an ihrer Seite und ihre ganze Seele flog in brünstigem Gebet um solche Kraft himmelan. Und als sie dann wieder hinblickte auf dies wachsweiße, leblose Bild, das so gar nichts mehr hatte von dem sinnlichen Reiz der Rubensschen Schönheit, als die sie einst vor ihr gestanden, da erwachte ein großes Mitleid in ihr und ihr Herz schwoll vor Erbarmen mit diesem beklagenswerten Geschöpf. So ruchlos ihr Leben gewesen war, Nadine Poyntz hätte eine andre werden können, wenn sie in ihrer Jugend des Mannes Gattin geworden wäre, des einzigen, den sie je geliebt, für den sie gelogen und Ränke geschmiedet und Handschriften gefälscht hatte, dem sie aber auch Namen und äußere Stellung geopfert hatte. Erblich belastet mit gefährlichen Anlagen, erzogen ohne Grundsätze, ohne edle Vorbilder, eine Abenteurerin fast von der Wiege an, war nichts gut und groß an ihr gewesen, als die Fähigkeit des Liebens. Sie hatte schwer gesündigt, nicht nur aus Sinnlichkeit, sondern mit Bosheit und Vorbedacht, sie schien sich selbst die Pforte der Gnade versiegelt zu haben, und doch, da stand die Allerbarmerin, das Mitleid, das nie müde wird, zu weichen Herzen zu sprechen für die Gefallenen, es stand da und pochte an, während der jungen Witwe Blick auf der gebrochenen Gestalt ruhte.

Der Tag neigte sich zu Ende; die Sonnenstäubchen tanzten nicht mehr in dem Zimmer, goldenes Abendlicht ruhte warm auf den kahlen Stämmen der Rottannen dem Hause gegenüber und tauchte das dunkle Grün ihrer Gipfel in tiefen Purpur. Niemand sprach, kein Hauch ließ sich vernehmen, nur ein Vögelchen zwitscherte in dem Gebüsch vor dem Fenster; die goldene Standuhr auf dem Kamin schlug sechs.

Nadine that einen tiefen Atemzug und schlug die blauen

Augen groß auf. Ihr Blick fiel auf Imogens schmale, abgemagerte Hände, die ineinander gefaltet auf ihrer Decke lagen, und wanderte dann fragend und verwundert zu dem blassen, milden Antlitz hinauf.

Als sie ihre Nebenbuhlerin und ihr Opfer erkannte, da wandelte sich die Frage in Entsetzen; sie schauderte zusammen, versuchte zu sprechen, vermochte es aber nicht. Endlich kam ein heiserer Laut wie das ferne Echo eines wilden Schmerzensschreis von ihren Lippen.

„Führt sie fort! Sie will sich rächen! ... Sie will mich umbringen! ...“

„Ich will Ihnen kein Leides thun!“ sagte Imogen traurig. ... „Ich kam zu Ihnen, weil es sein Wunsch war — soll ich bleiben oder gehen?“

„Nein! Nein!“ Die Stimme wurde stärker; das Grauen schien noch zu wachsen. „Ich kann es nicht ertragen! ... Ich kann die Augen nicht ertragen! ... Sie sind wie feurige Schwerter ... sie durchbohren mich!“ und das unglückselige Weib wandte sich ab und barg ihr Gesicht in den Kissen.

„Es ist besser, du gehst,“ sagte Darville rasch. „Du kannst ihr nichts sein.“

Imogen erhob sich; das Rauschen ihres Kleides drang an Nadines Ohr. Sie erhob das hohläugige, fast verzerrte Gesicht und blickte auf das schlanke junge Wesen, das von innigem Mitleid verklärt, wie von einem lichten Schimmer umflossen, vor ihr stand. Einem plötzlichen Antrieb gehorchend, erfaßte sie Imogens Hand.

„Sagen Sie es noch einmal. ... Sagen Sie, daß Sie mir nichts Böses wünschen ... ehe du gehst, sage, daß du mir vergibst. ...“

Imogen hielt die Hand der Kranken eine Weile schweigend fest, dann sprach sie langsam: „Ich vergebe dir, Nadine, wie ich hoffe, daß unser himmlischer Vater mir vergeben wird! ... Lebe wohl!“

Wie in einem Traum befangen schritt sie aus dem Zimmer und den Weg zum Wirtshaus hinab. Das Vögelchen zwitscherte noch immer in dem Busch; tiefer Frieden ruhte auf der ganzen Natur.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Am nächsten Morgen traten sie schweigend und traurig die freudlose Heimreise nach England an, wo nur ganz wenige um das Geheimnis von Horace Bethunes Verschwinden wußten. In der Gesellschaft erzählte man sich zwar allerhand Geschichten, aber die wirklichen Thatsachen von Imogens Reise und ihres Gatten Tod drangen nie in die Oeffentlichkeit.

Im allgemeinen nahm man an, er habe einen Selbstmord begangen, aber in welcher Weise, das wußte nicht einmal Mrs. Bagot zu sagen, obgleich sie aus „sehr guter Quelle" gehört hatte, daß er sich „im Harzgebirge" vergiftet habe. Mr. Macpherson neigte mehr zur Annahme des Ertränkens, allein Lady Craven verweigerte in so hochmütiger Weise, die Neugierde ihrer verschiedenen Freunde zu befriedigen, und machte es ihnen so deutlich, daß sie den Gegenstand nicht berührt haben wollte, daß man sich einige Wochen in Vermutungen erging und dann Gras über die Sache wachsen ließ. Der Anteil an solchen Vorgängen erlischt ja so schnell, wenn die Hauptsache selbst unstreitig feststeht. Der Mann war tot. „Es war," wie die alte Lady Stylton sagte, „jammerschade um den Prachtkerl," nach welchem Ausspruch sie dann im selben Atem zu überlegen begann, wen die junge Witwe nun heiraten werde.

War nicht allem äußeren Anschein nach Lady Cravens Gebet erhört und ihr Wunsch buchstäblich erfüllt worden? Was ihres eigenwilligen Sinnes Verlangen gewesen, wonach ihr leidenschaftliches, unbezähmbares Sehnen gegangen war, war eingetreten. Ihr Kind war wieder frei, frei ohne daß eine gerichtliche Scheidung hatte stattfinden müssen, vollständig frei, unter das mütterliche Dach zurückzukehren und von neuem der einzige Gegenstand ihrer selbstsüchtigen Hingebung und herrischen Vergötterung zu werden, und doch war Lady Craven nicht glücklich.

Lady Cravens Betragen war ohne Zweifel die, wenn auch nicht unmittelbare, Veranlassung gewesen zu Horace Bethunes Entschluß, seine Frau zu verlassen. Zu behaupten, daß sie mit Bewußtsein dieses Ziel erstrebt habe, hieße vielleicht zu weit gehen, aber der Schritt, den sie bei dem alten Bela gethan hatte, beweist doch zur Genüge, daß sie alles dran setzte, die Rückkehr ihres Schwiegersohns zu hintertreiben und daß ihr unendlich viel daran lag, den Glauben an seinen Tod in Imogen zu festigen.

Glücklicherweise erhielt die Tochter erst geraume Zeit später, nach Lady Cravens Tod, Kenntnis von diesem Thun und zwar durch ein wunderliches Tagebuch, das ihr in die Hände fiel, worin alle inneren Vorgänge im Leben der Mutter gewissenhaft und mit großer Zerknirschung und Selbsterniedrigung verzeichnet waren und mit dazwischengestreuten Gebeten und Anrufungen und Bußpsalmen ein seltsames Ganzes bildeten.

Aber wenn auch diese traurige Enthüllung Imogens späterem Leben vorbehalten war, trug sie doch jetzt schon die unauslöschliche Erinnerung an ihrer Mutter Verhalten gegen Horace in sich. Die letzten grausamen Worte an jenem Abend, da er ja wenig in der Verfassung gewesen war, ihren Sticheleien Widerpart zu bieten, diese Worte, von denen Imogen überzeugt war, daß sie den lang geplanten Entschluß in ihm zur Reife gebracht hatten, waren mit eherner Schrift in ihre Seele gegraben. Zwischen der Mutter und ihr konnte es nie mehr werden, wie es einst gewesen war. Sie war liebevoll und voll Nachsicht, wie eine Frau, die viel erlebt und viel erlitten hat, es mit einem eigenwilligen Kind ist, aber sie war innerlich selbständig geworden und von fester Willenskraft, das bewies sie schon mit dem ersten Schritt, den sie nach ihrer Rückkehr ins Vaterland that.

Auf dem Weg nach London hielt sie sich in Turnbridge Wells auf, und da sie das Haus, worin sie die glücklichsten Tage ihres jungen Lebens verbracht hatte, unbesetzt fand, mietete sie es für ein Jahr.

Die erste Begegnung zwischen Mutter und Kind war bezeichnend für beide. Lady Craven erhob die Arme gen Himmel, breitete sie weit aus und sank schluchzend an Imogens Brust, während die Lippen der jungen Frau nur leise bebten und ihr Jammer viel zu groß war, um in Thränen Erleichterung zu finden. Lady Cravens Bestürzung über Imogens Entschluß, vorderhand allein zu leben, konnte durch die Art und Weise, wie diese sich darüber aussprach, kaum gemildert werden.

„Es wäre mir unmöglich, wieder in der Wimpolestraße zu wohnen, Mutter,“ sagte sie, „zu viel Schmerzliches knüpft sich mir an diese Räume. Für einige Zeit muß ich Ruhe haben und zwar vollständige . . . ich muß allein sein. Halte mich nicht für herb und undankbar — später wird es mir lieb sein, wenn du zu mir kommst, aber jetzt greift mich alles Sprechen sehr an. Dem armen John mag die Zeit unterwegs lang geworden sein, ich sprach beinahe kein Wort.“

Lady Craven schluckte ihre Erregung gewaltsam hinunter; ihre Augen standen voll Thränen, aber es gelang ihr, was ihr selten im Leben gelungen war, sie beherrschte sich.

„Es ist ein engelhafter Mensch,“ sagte sie, ihre schmerzliche Enttäuschung durch diese Ablenkung bemäntelnd. „So wie er sich vom Anfang bis zum Ende verhalten hat, das hätte kein andrer fertig gebracht.“

Am dritten Tag nach seiner Ankunft in London kehrte John Darville nach seinem Landsitz Beechwood zurück. Er konnte Imogen keine weiteren Dienste leisten und die überschwengliche Dankbarkeit Lady Cravens beängstigte ihn und ebenso graute ihm davor, daß man ihn unfehlbar nach der Wimpolestraße einladen würde, obwohl Imogens überreizte Nerven der Ruhe und Einsamkeit bedurften und seine Nähe ihr im Augenblick nur peinlich sein konnte. So sanft und gütig sie ihm begegnete, er täuschte sich keinen Augenblick darüber, daß er dem Wesen, für das er sein Leben hingegeben hätte, zur Zeit auch nicht einen Funken Trost zu spenden vermochte. Er gab die Hoffnung nicht auf, daß ein Tag kommen werde, an dem alles sich anders gestalten würde, für jetzt aber war es das einzig Richtige, sich fern zu halten.

So saßen sich Lady Craven und ihre Tochter fast eine Woche lang schweigend gegenüber und die erstere litt namenlos darunter, daß Imogen ihr Herz nicht erschließen wollte, ihr nie von ihm und seiner letzten Stunde sprach und daß sie keine Macht hatte, das tiefe Leid ihres Kindes zu besänftigen, aber im innersten Herzen war sie sich klar bewußt, daß sie damit nur erntete, was sie gesäet hatte.

Nachdem John Darvilles Bericht über Bethunes Tod angekommen war, hatte Mrs. Priam London verlassen und war nach Bath zurückgekehrt. Lady Cravens offen ausgesprochene Befriedigung über diese Lösung aller Schwierigkeiten fand im Herzen ihrer Schwester nicht den Widerhall, auf den sie Anspruch zu haben glaubte. Diese niedrige Seele sah die Sache von einem ganz andern Standpunkt an, Imogens Mann habe sich allerdings erbärmlich aufgeführt, sagte sie, aber möglicherweise hätte man ihn doch noch zur Vernunft bringen können, denn jener Brief von John mit dem wortkargen Bericht über Bethunes Tod spreche doch deutlich von Reue und offenbar sei ihm seines Weibes unerschütterliche Liebe zu Herzen gegangen. Ein Musterknabe sei er entschieden nicht gewesen, aber Imogen habe ihn lieb gehabt samt all

seinen Fehlern, die sie stets gewillt gewesen zu übersehen, und schließlich sei Ehe eben Ehe. Als aber Lady Craven zu guter Letzt durchblicken ließ, daß ihrer Schwester Teilnahme für die, deren Sache zu vertreten sie vorgebe, eine sehr laue sei, und daß Imogen bei ihrer Jugend noch ein volles Leben vor sich habe, zuckte Mrs. Priam nur die Schultern und meinte: „Zur Tränke führen kann man den Gaul, aber ob er saufen will, ist seine Sache.“

Daraufhin hielt sie es für ratsam, nach Hause zurückzukehren, wo das Einkochen der Früchte — die Pflaumen waren schon beinahe zu Ende — ihre Anwesenheit wünschenswert machte.

John Darville kam des öfteren herübergeritten, um seine alte Gönnerin zu besuchen, und ihre Unterhaltung drehte sich dann lediglich um Imogen. Eins oder das andre hatte wohl einen Brief von Turnbridge Wells erhalten, denn je mehr der Winter vorrückte, desto deutlicher empfand es Imogen als Pflicht, den beiden zuweilen zu schreiben. Tante Betty erging sich dann in eingehenden Betrachtungen über die Fortschritte im Befinden ihrer Nichte, über den Anteil, den diese an manchen ihrer armen Nachbarn zeigte, und freute sich, daß sie wieder Bücher erwähnte, die sie in jüngster Zeit gelesen hatte. Aber mit einem Zartgefühl, das ihr die Schwester schwerlich zugetraut hätte, vermied sie jede Anspielung auf Johns Empfinden, sein einstiges Hoffen oder seine Aussichten für die Zukunft. Diese war ein versiegeltes Buch und die kluge, helläugige alte Frau hütete sich wohl vor jedem Versuch, es aufzuschlagen.

Er nahm sein altes einsames Leben wieder auf, widmete sich seinem Gut, traf allerorten Verbesserungen, leistete den Kranken Beistand, erfüllte seine Pflichten als Friedensrichter mit Eifer, lehnte aber alle Einladungen in die benachbarten Landhäuser ab, so willkommen der wohlhabende junge Gutsherr den Damen auch gewesen wäre. Gelegentlich bat er einige Herren zu sich, um ihm den Wildstand von Beechwood lichten zu helfen, und fand in seiner Nachbarschaft eine größere Jagd statt, so nahm er wohl auch daran teil, allein die eigentliche Lust am Sport schien ihm vergangen zu sein. Nur wenn die Arbeit ihn in Anspruch nahm, war er bei der Sache, die Nachbarn klagten aber allgemein über seine Zerstreutheit. War er jedoch allein, so war ihm jetzt weit leichter ums Herz als vor Jahresfrist. Wenn er die Pfeife im Mund in dem alten Lederstuhl in seinem kleinen Arbeitszimmer saß und

unverwandten Blicks in den Kampf der Flammen im Kamin starrte, wo er seinen Jugendtraum in Asche zerfallen sah, an seiner Stelle aber ein Zukunftsbild auftauchen, das auf so festem Grund ruhte, daß es unveränderlich blieb, bis Glut und Leben erloschen waren, da trugen seine Züge den Ausdruck geduldigen aber zuversichtlichen Hoffens.

Das innere Verhältnis zwischen Imogen Bethune und ihrer Mutter blieb so ziemlich, wie es zu Anfang gewesen war. Es kam ihr selbst widernatürlich vor, aber sie, die es über sich vermocht hatte, einer Nadine Poyntz zu vergeben, war sich bewußt, daß sie im Grund ihres Herzens der Mutter nicht vergeben hatte. Sie sagte sich, daß sie ihr so teuer war, wie nur je, aber ein wunder Fleck in der Tochter Herzen machte ihr die Gegenwart dieser geliebten Mutter fast unerträglich. Während der drei Monate, die sie allein in Turnbridge Wells verlebte, wurden täglich Briefe mit Lady Craven gewechselt, Briefe, die von seiten der Mutter nichts als leidenschaftliche, selbstlose Hingebung, fromme Unterwerfung unter Gottes Beschlüsse und ihres Lieblings Wünsche zu atmen schienen. Die Antworten des armen jungen Geschöpfs, das sich in seiner Verlassenheit naturgemäß an diese einzige Stütze hätte anklammern sollen, verraten deutlich, wie wenig ihr das gelingen wollte. Immer wieder betont sie ihr Verlangen nach „Ruhe“, nach ausschließlicher Einsamkeit, in der sie nach dem Scheitern all ihrer Hoffnungen „mit ihrem eignen Herzen verkehren“ könne. Sie bittet die Mutter inständig, noch eine kleine Weile Geduld mit ihr zu haben; offenbar empfindet sie eine wahre Angst vor dem Zusammensein.

Wie oft durchlebte sie in diesen Tagen ihre ganze Vergangenheit aufs neue, von jener Stunde an, da Lady Craven sich so rückhaltslos für den Mann begeistert hatte, den sie sich zum Schwiegersohn erkoren! Immer wieder stand alles vor ihr: ihr persönliches Vorurteil gegen ihn, das nach und nach vor dem Zauber seines Wesens dahingeschmolzen war, ihre Zweifel, ihre Ueberzeugung, daß er sich nichts aus ihr mache, und der Mutter Fürsprache, wodurch jene allmählich untergraben wurde, und dann, nachdem sie nachgegeben hatte, jener entsetzliche Zwischenfall, da sie von Mrs. Poyntz' Brief ins Herz getroffen, geflohen war, und sich doch hatte zurückerobern lassen. Wie das alles vor ihr stand! Am meisten aber weilten ihre Gedanken bei all den einzelnen Momenten ihres kurzen, viel getrübten Glücks und bei ihrer Mutter schnödem, plötz-

lichem Uebergang zum Haß gegen den Mann, den sie zuvor zu den Sternen erhoben hatte, und ihrem Bestreben, Mann und Weib einander zu entfremden, sobald sie inne geworden war, daß jener sich ihr nicht blindlings unterwarf; ihren Hohn, ihre Beschimpfungen, das alles durchlebte sie mit grausamer Deutlichkeit von neuem. Ohne ihre Mutter würde sie nie Horace Bethunes Weib geworden sein; ohne ihre Mutter würde er sie nie verlassen haben.

Nein, zwischen ihnen konnte es nicht mehr werden, wie es in den längst verklungenen Tagen gewesen war, und das war auch gar nicht einmal wünschenswert. Und doch konnte in einem so weichen Herzen, wie Imogens, auch der Groll gegen eine Mutter, deren selbstsüchtige, aber doch so heiße Liebe von der Wiege an mit dem Kinde gewachsen war, nicht ewig dauern. Die heilbringende Wirkung der Zeit, die „Frieden und den Menschen ein Wohlgefallen" mit sich brachte, wurde auch dem Gemüt der jungen Witwe fühlbar und brachte eine gesündere, weniger ausschließlich nach innen gerichtete Stimmung hervor. Ihre Mutter war allein und möglicherweise noch schmerzlicheren Gedanken zum Raub als sie selbst, es war in ihren Briefen unschwer zwischen den Zeilen zu lesen, daß sie die bittere Qual der Selbstanklagen litt.

Am Morgen nach dem Christfest schrieb Imogen: „Die reine Luft und vollständige Ruhe machen allmählich ihre heilsame Wirkung geltend und meine Nerven sind nicht mehr so reizbar. Willst du nicht kommen und den Neujahrstag hier verbringen, teure Mutter? Deine Gesellschaft wird mir jetzt ein Trost sein — ich bin wieder im stande zu sprechen, nur an das Vergangene laß uns nicht rühren. . . .

„Von Tante Betty und Vetter John habe ich liebe Briefe erhalten, in denen sie mir von ihrem Thun und Treiben berichten. . . . Für mich gibt es nur noch einen Lebenszweck und der ist, andern beistehen und nach Kräften Wunden heilen. . . . Nichts andres kann mich je im Leben wieder beschäftigen."

Aber als der Frühling kam und die Vögel in den kahlen Büschen ihren Sang anstimmten und Baum und Strauch neues Leben empfingen und die Veilchen ihre süßen Kinderaugen aufschlugen, da ward auch in Imogen neue Lebenslust rege und mit jedem Tag konnte sie die Freude an der Natur und an allem, was keine Erwiderung von ihr forderte, inniger genießen. Die Mutter war jetzt wieder bei ihr zu Besuch, was nun häufig der Fall war, und je mehr der Sommer vor-

rückte, desto länger wurden diese Besuche, aber all ihre Bemühungen, Imogen zu einem Aufenthalt in London zu bewegen, waren vergebens.

„Eine beschränkte, ruhige Geselligkeit," konnte die Mutter sagen, „nur ein Verkehr mit ein paar Freunden würde deine Gedanken auf andre Gebiete lenken, mein Herzenskind. Einige Bilder sehen, etwas Musik hören — ich bin überzeugt, das würde dir gut thun."

„Ich will meine Gedanken nicht auf andres lenken," erwiderte sie kopfschüttelnd, „ich habe mich ganz darein gefunden und weiß, daß alles, so wie es kam, gut ist, Mutter. Und nach und nach werde ich auch das Summen und Surren in dem Bienenkorb der Gesellschaft wieder ertragen lernen, aber jetzt kann ich es noch nicht. Die Natur," setzte sie lächelnd hinzu, „ist die einzige Freundin, deren Geplauder mir nicht wehe thut, deren Bilder mir lieb sind und deren Musik mich nicht ermüdet."

Daraufhin veränderte Lady Craven ihre Taktik und ward kühner. „Nun gut, wenn es dir widerstrebt, will ich nicht mehr in dich dringen, nach London zu kommen, aber du hast dich nun drei Vierteljahre hier in dein Schneckenhaus verkrochen — weshalb lädst du dir John Darville nicht ein? Nach allem, was er für dich geleistet hat und was er dir in deiner Bedrängnis gewesen ist, liegt ein großer Undank darin, daß du so gar kein Verlangen nach einem Wiedersehen zeigst."

Imogens Blick ruhte auf dem lichten Grün des alten wilden Feigenbaumes, unter dessen breitem Blätterdach sie vor kaum drei Jahren so oft mit Horace gesessen hatte. Sie erwiderte eine ganze Weile lang kein Wort und ihre Mutter wartete mit Spannung und bemühte sich ängstlich, ihre Gedanken zu erraten.

„Ich habe keine Angst, von John für undankbar gehalten zu werden," sagte sie endlich zögernd. „Er weiß es wohl, wie mir ums Herz ist, und hat Geduld mit mir." Ein leiser Seufzer entrang sich ihrer Brust. „Später soll er kommen, wenn ihm daran liegt, aber —" hier hielt sie inne.

„Was für ein Aber, mein Herz? Sicherlich müßte dir der Verkehr mit einem so edeln, hochgesinnten Mann, dessen Freundschaft sich so bewährt hat, auch in deiner jetzigen Stimmung wohlthätig sein! Du sprachst doch gestern lange mit diesem Mr. Hopkins, dem Pastor, der dir seinen Besuch machte —"

„Er ist mir ein vollständig Fremder — verstehst du nicht, welch großer Unterschied das ist, Mutter?“

„Ein Unterschied? Allerdings, dieser Mr. Hopkins scheint ein Klotz zu sein, ein höchst uninteressanter Geselle, und John weiß jetzt über unendlich vieles zu sprechen. Ich habe nie mitangesehen, daß ein Mensch sich so bedeutend entwickelt hat; er hat viel gelesen, ein Stück Welt gesehen und viel gedacht. Alles, was er sagt, trägt den Stempel einer vornehmen Seele und was seine Briefe betrifft —“

„Du mißverstehst mich gänzlich, liebe Mutter. Ich finde Mr. Hopkins auch gründlich langweilig, aber weil er nichts von meinem Schicksal weiß und mich nur besucht wie ein andres Gemeindemitglied auch, ist es leicht, mit ihm über Sonntagsschule, den Leseverein oder die Hopfenernte zu sprechen. Mit John aber, der in so engem Zusammenhang steht mit der Schreckenszeit des letzten Jahres — mit John könnte ich nicht über gleichgültige Dinge reden. . . . Bitte, bitte, dringe nicht weiter in mich . . .“

Lady Craven war verstimmt, denn sie brannte vor Ungeduld, ein Wiedersehen zwischen Imogen und dem Vetter zu stande zu bringen, aber sie hatte sich ihre Lehren gezogen und wußte, daß ihre Tochter nicht mehr leicht zu bestimmen oder zu überreden war. So blieb ihr nichts, als ruhig abzuwarten, und von der Zeit oder dem Zufall diese Begegnung zu hoffen, die ihr nun zumeist am Herzen lag.

Und der Zufall erwies ihr diese Gunst in Bälde.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Im September bekam Mrs. Priam, die in den fünfundsechzig Jahren ihres Lebens kaum einen Tag krank gewesen war, plötzlich einen Anfall, der nicht ungefährlich war. Ob Paralyse oder Apoplexie — die Ansichten der Aerzte gingen in dieser Hinsicht auseinander — genug, mehrere Stunden lang war ihr Leben bedroht.

Die treu ergebene Dienerschaft setzte Imogen sofort von dem Zustand ihrer Tante in Kenntnis, und ein paar Stunden nach Empfang dieses Briefes reiste sie samt Lady Craven mit

Extrapost nach Bath ab. Die Notwendigkeit raschen Handelns und die plötzliche Ablenkung ihrer Gedanken durch den liebevollen Anteil, den sie an der Tante nahm, waren die heilsamsten Dinge, die der jungen Frau in ihrem jetzigen Zustand zu teil werden konnten, und keinerlei gesellschaftliche Zerstreuung hätte so wohlthätig wirken können.

Bei solchen Anlässen kam alles, was von Güte und Großmut in Lady Cravens Natur lag, zum Vorschein. Seit Horaces Tod hatte sie gegen keinen Menschen ein hartes Wort über ihn geäußert, nicht einmal zu ihrer eigenen Rechtfertigung, und nun waren alle Reibereien zwischen „Elisa“ und ihr, alle Meinungsverschiedenheiten und Verstimmungen ausgelöscht und ein tiefer, ehrlicher Schmerz erfüllte sie, denn sie fürchtete das Aeußerste. Ihre ganze Kindheit in dem armseligen Elternhaus in Somersetshire und die geschäftige Schwester, deren Ehrgeiz nicht viel über die Verfertigung eines Heidelbeerkuchens hinausging, lebte wieder vor ihr auf. Vierzig Jahre waren seither verflossen, und nun wollte es sie bedünken, als ob es kaum vorhin gewesen wäre! Während der ganzen Reise fiel nicht ein Wort, das Imogens empfindliches Gemüt verletzt hätte.

Als sie an den Marlborough Buildings anlangten, verkündete die strahlende Miene, mit welcher der getreue Joseph die Thür öffnete, nur Gutes, und sie erfuhren denn auch, daß es bei der gnädigen Frau seit gestern „einen Ruck gethan habe“. Ganz deutlich habe sie „Kora“ gerufen, und mit der linken Hand, die man für gelähmt gehalten, habe sie die Katze gestreichelt, die sich's schnurrend auf ihrer Bettdecke behaglich gemacht habe; gegessen habe sie auch und der Doktor, der des Tags dreimal komme, sage, daß wenn kein zweiter Anfall eintrete, sie noch jahrelang leben könne.

Außer diesen hocherfreulichen Nachrichten erfuhren sie noch eine Neuigkeit, die bei Lady Craven unzweifelhafte Freude, bei Imogen aber gemischte Empfindungen hervorrief. Hätte man sie eine Stunde vorher gefragt, ob sie John Darville begegnen wolle, so würde sie es abgelehnt haben und zwar mit einem gewissen inneren Schauder, gerade wie sie vor drei Monaten der Mutter dringende Aufforderung, ihn zu sich zu bitten, von der Hand gewiesen hatte. Aber als sie ihn nun in ihrer Tante Haus fand, wo beider Denken wirklich oder anscheinend nur mit der Krankheit der alten Dame beschäftigt war, gestaltete sich dies Wiedersehen minder peinlich, als sie erwartet hatte. Er war ja noch der rücksichtsvolle, feinfühlende Mensch, der er immer

gewesen war, verletzte sie durch keine Anspielung auf die Vergangenheit und erwies sich auch hier hilfreich und brauchbar.

Er war am Abend zuvor in Bath angelangt in Folge einer kurzen Mitteilung des alten Dieners, der wohl wußte, daß seiner Herrin kein Besuch so angenehm sei, wie der „Mr. Johns“. Im Weißen Hirsch war er abgestiegen, und als Mrs. Priam seine Ankunft gemeldet wurde, war ein Lächeln über ihr armes schief gezogenes Gesicht geflogen und sie hatte durch Zeichen bedeutet, ihn sofort vorzulassen. Um die Zeit, als dann Schwester und Nichte anlangten, hatte sie schon wieder weit mehr Sprachfähigkeit gewonnen und auch ihre Stimme hatte wieder mehr Kraft, doch hatte der Arzt allen aufs strengste eingeschärft, sie vor Ermüdung zu schützen, und ihre Besuche ermahnten sie, ja nicht zu sprechen. Sie fanden sie übrigens ganz heiter in ihrem Bett liegend, Bell, die Katze, neben sich und Kora am Fußende — der Ehrenplatz mußte aber von Zeit zu Zeit zwischen den Lieblingen getauscht werden, damit keiner sich zurückgesetzt fühlte. Lady Craven war ungemein gesprächig; sie redete über die Vorsehung, führte Youngs Nachtgedanken an, und erwähnte einer Predigt über unvorhergesehene ernste Krankheitsfälle, die sie kürzlich gehört hatte. Mrs. Priams Gesichtsausdruck verlor allmählich ein gut Teil seiner Heiterkeit, die er beim Erscheinen der Schwester gezeigt hatte, und Imogen glaubte sogar eine gewisse Gereiztheit an ihr wahrzunehmen, worauf sie der Mutter begreiflich machte, daß es vielleicht angezeigt wäre, die Kranke wieder allein zu lassen. Als sie sich aber herabbeugte, um die alte Dame zu küssen, flüsterte diese ihr ganz deutlich ins Ohr: „Ich bin seelenvergnügt, daß John da ist . . . er und du, ihr müßt morgen kommen und allein bei mir sitzen.“

Dabei nickte sie bedeutungsvoll und zog die Augenbrauen vielsagend in die Höhe, während sie der stattlichen Gestalt der Schwester nachsah, die sich würdevoll nach der Thür bewegte — Mrs. Priam war entschieden auf dem Wege der Besserung.

Mehrere Tage war Imogen noch ausschließlich mit der Tante beschäftigt und sah John selten und nur in Gegenwart der Mutter. Die Kranke war launisch und in Bezug auf ihre Arzneien und ihre Mahlzeiten sehr eigensinnig, und niemand als die Nichte besaß Einfluß auf sie. Lady Craven verstand es nicht recht, sich nützlich zu machen. Mrs. Priam wußte zwar ihren guten Willen zu schätzen und duldete ihr Aus- und Einfegen im Krankenzimmer, aber in Wahrheit wirkte sie mehr störend als beruhigend und es war weit besser, sie unterhielt

sich im Wohnzimmer mit John oder ging mit ihm spazieren, da Imogen die Tante vorerst tagsüber nicht allein lassen mochte.

Am fünften Tag machte übrigens die Kranke selbst die Entdeckung, daß Imogen blaß und luftbedürftig aussehe und daß die Pflege im geschlossenen Raum ihr nicht gut bekomme. Ob das nun wirklich ihre Ueberzeugung war, oder ob sie noch andre Gründe hatte, kurz, Mrs. Priam bestand darauf, daß die junge Frau einen Spaziergang machen müsse. Sie selbst sollte heute mit ärztlicher Erlaubnis ins Wohnzimmer getragen werden und „da wird deine Mutter sich zu mir setzen, während John mit dir geht,“ setzte sie hinzu.

So wanderten die beiden zu der heißen, dunstigen Stadt hinaus in jetzt längst überbaute, luftige Wiesengründe, und als sie über den schwellenden Rasen schritten, war es, als ob die warme, erquickende Luft ein wenig Rot auf Imogens blasse Wangen hauche. Bis jetzt hatte John aus Rücksicht für ihr müdes Aussehen geschwiegen, nun fragte er etwas unvermittelt und plötzlich: „Hast du im Sinn, noch länger in Turnbridge Wells zu bleiben?“

„Ich habe das Haus für ein weiteres Jahr gemietet.“

„Du lebst also gern auf dem Lande?“

„Gewiß, von jeher und jetzt ist mir der Gedanke an London unerträglich.“

„Ich wollte, du kämest nach Beechwood, eh ihr die Gegend verlaßt. Deine Mutter sagt, sie würde mir gerne einen Besuch machen.“

„Aber ich bin noch nicht in der Verfassung, Besuche zu machen, John.“ Sie sprach hastig und verlegen. „Du weißt ja, daß ich nur der armen Tante zuliebe hierher kam. Nun, da es so viel besser um sie steht, muß ich in ein paar Tagen nach Hause.“

„In Beechwood würdest du gerade so viel Ruhe haben als in Turnbridge, und es wäre mir eine große Freude, dir das Gut zu zeigen. Wenn dir der Gedanke peinlich ist, will ich freilich nicht weiter in dich dringen,“ setzte er rasch hinzu, da er inne ward, welche Qual sich in ihren Zügen malte.

„Wenn ich irgend jemand besuchen würde, so wärest du es, John, das versteht sich . . . und ich möchte dein schönes Heim wirklich gerne sehen — aber du mußt ja selbst bemerken, was für eine schlechte Gesellschafterin ich noch bin. Ich bin eben erst am Erwachen und tauge noch nicht in Gesellschaft.“

„Gesellschaft? Nennst du mich Gesellschaft? Ach, Imogen,

ich habe deinem Schmerz Rechnung getragen, aber versinke du auch nicht in Dumpfheit und Trübsinn. Jedes Ding währt seine Zeit; dein Mann ist über ein Jahr tot — soll dies traurige Ereignis deine ganze Jugend in Schatten hüllen? Solang er am Leben war, hätte ich alles gethan, um ihn dir zurückzugewinnen, aber er ist tot und das Geheimnis seines Sterbens weiß niemand als du und ich — sollte das nicht ein starkes Band zwischen uns sein? ... Bis heute habe ich mich zurückgehalten, aber Imogen, weißt du nicht mehr, was ich dir sagte, als du noch ein Mädchen warst — daß ich nie heiraten, nie lieben würde, wenn ich dich nicht besitzen könne? Ich weiß es wohl, ich kann dir nie werden, was er dir war, allein —"

„Nie! Nie!" rief sie mit thränenerstickter Stimme, deren leidenschaftlicher Klang ihren Worten noch mehr Nachdruck verlieh. „Nie wieder kann es sein! Du bist ein bessrer Mensch als er ... ich achte und ehre dich, John, und vertraue dir wie keiner Menschenseele sonst auf der Welt — aber Liebe ist nicht Willenssache. Es gab eine Zeit, in der ich möglicherweise ... aber nein, nie, nie hätte ich einen andern lieben können, wie ich ihn geliebt habe mit all seinen Schwächen und Fehlern! ... Vergib mir, wenn ich dir hart erscheine — Du weißt es ja, ich bin nicht undankbar, aber dir die volle, die ganze Wahrheit zu sagen, ist nicht mehr als recht und billig. Ich wußte es ja wohl, wie dir ums Herz ist — ich fürchtete eine solche Erklärung und hätte dir so gerne den Schmerz erspart. Mir ist, als ob ich überhaupt keiner tieferen Empfindung mehr fähig wäre im Leben, was ich zu verschenken hatte, gab ich ganz und voll ihm!"

„So denkst du jetzt," versetzte er leise und gepreßt, „ich aber gebe die Hoffnung nicht auf."

Das war der Anfang und Schritt für Schritt gewann der Mann durch seine Ausdauer und Beständigkeit an Boden. Er kam nach Turnbridge, verbrachte einen Teil des Winters dort und erschien im Frühjahr wieder; unmerklich wußte er sich ihr nach und nach unentbehrlich zu machen. Anfangs hatten seine Besuche sie reizbar gemacht und ihr das Behagen geraubt, jetzt freute sie sich darauf, und ward zu ihrer eignen Ueberraschung inne, daß sein Gehen stets eine empfindliche Lücke zurückließ. Als eine starke Stütze, an die sie sich in jeder Fährlichkeit lehnen und anklammern konnte, war er ihr von jeher erschienen, aber mit jedem Tag konnte sie dieser Stütze weniger entbehren. Das war sehr seltsam und geschah

eigentlich gegen ihren Willen, auch war sie manchmal geneigt, sich selbst darum zu verachten, wenn sie sich auch im Innersten bewußt blieb, daß sie an dem Gedächtnis ihres Gatten keine Untreue beging.

Die Natur ist weiser als unser menschliches Wollen, und als es wieder September wurde, hatte Imogen eingewilligt, John Darvilles Frau zu werden, und dadurch Lady Craven, wie Tante Betty in den siebenten Himmel versetzt. Eine stille Trauung fand statt und der Empfang in Beechwood beschränkte sich auf den schlichten, warmen Willkomm der Dienerschaft. Nach und nach aber nahmen Mr. und Mrs. Darville, obwohl sie im ganzen ein stilles, häusliches Leben führten, mehr Anteil an der Geselligkeit ihrer Nachbarn, als John es in seinen Junggesellentagen gethan hatte; ja seine Frau nahm so viel Rücksicht und hielt so große Stücke auf seinen Einfluß in der Grafschaft, daß es ihm manchmal ein Lächeln entlockte. Im stillen fragte er sich sogar, ob ihr Ehrgeiz nicht die berechtigten Grenzen überschreite, als sie ihm den Vorschlag machte, einen Ball zu geben; aber ihr zu widersprechen, war nicht seine Art.

Alle Berichte ihrer Zeitgenossen, jeder Brief und jedes Tagebuch lassen die Ehe der beiden als eine ganz besonders glückliche erscheinen. Sie war mit mehreren Kindern gesegnet und von Kümmernissen mehr verschont als das Leben der meisten.

Daß Imogen Darville eine glücklichere Gattin war, als Imogen Bethune gewesen oder hätte werden können, wenn Horace am Leben geblieben wäre, unterliegt wohl keinem Zweifel, und doch war ihr Gefühl für den trefflichen Mann weit kühlerer und nüchterner Art als die romantische Empfindung, die ihr Herz einst erfüllt hatte für den, der nun in dem einsamen, weltentlegenen polnischen Dorf die letzte Ruhe gefunden hatte.

Welche Liebe war die beglückendere? Die ideale Leidenschaft mit ihren Stürmen und ihrer Unsicherheit, oder die ruhige Zuneigung, deren heiterer Himmel höchstens von kleinen Nebelwölkchen vorübergehend getrübt wurde? Die Jugend, die noch schwärmt und glühende Sehnsucht im Herzen trägt, wird sich wohl für die erstere entscheiden, das Alter, das seine Weisheit mit zerstörten Illusionen bezahlt hat, wird die letztere höher preisen.

Ende.

Schwer geprüft. Von J. Masterman. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Romane lassen sich im allgemeinen in zwei Klassen einteilen: solche, die durch ungewöhnliche, abenteuerliche Vorfälle, durch eine spannende Handlung fesseln, und solche, deren Reiz auf der Schilderung seelischer Vorgänge und der Darstellung von Charakteren beruht. In „Schwer geprüft“ ist beides aufs glücklichste vereinigt.

Neunter Jahrgang.

Im Schuldbuch des Hasses. Von Georges Ohnet. Aus d. Franz. 2 Bände.

Der Verfasser des „Hüttenbesitzers“ hat in diesem ganz vorzüglichen Roman sich selbst übertroffen. Mehr als je zuvor ist es ihm geglückt, den Leser zu rühren und durch eine dramatische Handlung zu fesseln, die von der ersten bis zur letzten Zeile an Spannung zunimmt.

Meine offizielle Frau. Von Col. Richard Henry Savage. Aus d. Engl.

„Eine Geschichte, über der man Essen und Schlafen vergißt,“ sagt eine amerikanische Zeitung über dieses originelle Buch.

Sein Genius. Von Claus Zehren.

Am Faden einer rasch fortschreitenden, reich bewegten Handlung wird in dieser anmutigen, poetischen Künstlergeschichte der läuternde Einfluß edler Weiblichkeit auf das Streben und die Entwickelung eines jungen Malers geschildert.

Ein Zugvogel. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Die Kunst lebendiger Schilderung von Ort und Menschen, wie die Fähigkeit, junge und alte Herzen zu rühren, stehen der Verfasserin von „Ein Zugvogel“ so voll zu Gebote, wie in ihren früheren Arbeiten.

Violette Merian. Von Augustin Filon. Aus dem Französischen.

Violette Merian ist eines der lieblichsten Geschöpfe, die man sich denken kann, und ihre rührende Geschichte wird uns so graziös und gemütvoll erzählt, daß sie jedem Liebhaber guter französischer Litteratur aufs allerwärmste zu empfehlen ist.

Fräulein Kapitän. Eine Eismeergeschichte von Max Lay.

Ein Buch von wahrhaft poetischem Zauber.

Die nachstehenden Romane sind auch in einer zu **Geschenken ganz besonders geeigneten**

Salon-Ausgabe

auf **feines, extra starkes Papier** gedruckt und in **elegantem Liebhaber-Einband** zum Preise von **M. 2. — für den einfachen und M. 3. — für den doppelten Band** erschienen.

Einfache Bände:

Burnett, Der kleine Lord.
Feuillet, Das Tagebuch einer Frau.
Paul Lindau, Helene Jung.
Voß, Kinder des Südens.
Was der heilige Joseph vermag.

Doppel-Bände:

Conway, Eine Familiengeschichte.
Croker, Die hübsche Miß Neville.
Hopfen, Robert Leichtfuß.
Ohnet, Der Hüttenbesitzer.